

herausgegeben von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

GEGENWORTE

ZEITSCHRIFT FÜR
DEN DISPUT ÜBER WISSEN

2. Heft Herbst 1998

Mit Beiträgen von Dieter Simon, Peter Weingart, Detlev Ganten, Ulrike Beisiegel, Stefanie Stegemann-Boehl, Jürgen Trabant zu Wissenschaftsethos und Kommissionen, zu Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft des Fälschens.

Finetti/Himmelrath, Vom jahrzehntelangen Nicht-Umgang mit Betrug und Fälschung; Fundstücke über Lügen und Fälschen in Zeiten des Krieges; Gisela Manz, Verführungen im Laboralltag; Martin Gierl, Zur Geschichte gelehrter Ehre; Der Trojaforscher Heinrich Schliemann; Der ›Wunderheiler‹ Friedmann; Betrug und Innovation im Zeitalter des Cyberspace...

LUG UND TRUG IN DEN WISSENSCHAFTEN

13 ANNÄHERUNGEN

Inhalt

| | | |
|-----------------------|----|---|
| | 3 | Editorial |
| Dossier | 5 | Dieter Simon Gelassener Blick aus der Ferne in sieben Aufzügen |
| | 8 | Detlev Ganten Blick nach vorn – Ein Interview |
| | 13 | Peter Weingart Ist das Wissenschafts-Ethos noch zu retten? |
| | 18 | Ulrike Beisiegel Erfahrungen in der Wahrheitskommission |
| | 21 | Stefanie Stegemann-Boehl EX COMMISSIONE SALUS |
| | 25 | Hans Davidsen-Nielsen Scientific police force? The Danish model |
| Zwischenrufe | 29 | Jürgen Trabant Wissenschaft – postmodern |
| | 31 | Marco Finetti, Armin Himmelrath Das verdrängte Phänomen |
| | 35 | Maaïke van der Velde Etwas frische Luft wird nicht schaden |
| Fundstücke | 39 | Die Krone der Fälschung – Der falsche Gekrönte |
| | 41 | Gisela Zies Kann denken, wer nicht wünscht? |
| | 44 | Lügen und Fälschen in Zeiten des Krieges |
| | 45 | Gefälschte Gutachten |
| Blickwechsel | 47 | Gisela Manz Verführung im Laboralltag |
| | 48 | David Eppenstein Gigabit und Gigabyte |
| | 51 | Reinhard Witte Heinrich Schliemann – ein pathologischer Lügner? |
| | 54 | Peter Th. Walther, Peter Nötzoldt (Auto-) Biographische Korrekturen um 1945 |
| Das Portrait | 59 | Petra Werner Der ›Wunderheiler‹ Friedmann |
| Wissenschaftskabinett | 65 | Martin Gierl Wissenschaft und die Geschichte gelehrter Ehre |
| | 70 | Gotthard Strohmaier Versuchungen der Alten |
| | 74 | Kurt-R. Biermann, Ingo Schwarz Gefälschter Humboldt |



»Ich will Ihnen kein Gegenwort schreiben, aber auch das Erscheinen der GEGENWORTE nicht unkommentiert lassen. Ich gratuliere Ihnen dazu. (...) Dies ist eine notwendige, aber zugleich kurzweilige und bis ins Druckbild hinein intelligente Publikation, über die ich mich gefreut habe.«
Prof. Dr. Wolf Lepenies, Rektor des Wissenschaftskollegs zu Berlin, Außerordentliches Mitglied der BBAW

»Mit Ihrer neuen Zeitschrift ist Ihnen ein guter Wurf gelungen. Ich habe selten eine so informative und zugleich unpräzise Nullnummer gelesen. Ich freue mich auf die nächste Ausgabe, und gelegentlich möchte ich durchaus auch aktiv zu diesem Periodikum beitragen.«
Prof. Dr. Michael Daxner, Präsident der Universität Oldenburg

»Zu der Idee und zum ersten Heft der GEGENWORTE Glückwunsch und Anerkennung! Selbst wenn man nicht behaupten will, daß man dieses Disput-Forum bisher vermisst habe, darf man uneingeschränkt begrüßen, daß es es gibt. Ein künftiges Schwerpunkt-Thema könnte lauten: die Sprachen der Wissenschaft; ein anderes: Wissenschaft und Mythos; ein weiteres: Wissenschaftler – eine Elite? An solchen Vorschlägen aber dürfte es nicht mangeln.«
Prof. Dr. Rudolf Vierhaus, Max-Planck-Institut für Geschichte, Göttingen

»Ich möchte Sie wissen lassen, daß nach meiner Auffassung, die Zeit für eine Zeitschrift ›für den Disput über das Wissen‹ reif ist.«
Dr. Hans-Jochen Luhmann, Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen, Wuppertal

»Der Titel ist Programm. GEGENWORTE (...) hat den Anspruch, sich einzumischen und das ist gleich mit der ersten Ausgabe gelungen. (...) So viel ist klar: Nicht alle Beiträge werden auf das Wohlwollen in der scientific community stoßen.«
Die Tageszeitung vom 6. 6. '98

»Eine neue Zeitschrift? Nicht schon wieder, wird die spontane Reaktion des übermüdeten Lesers sein. Aber so leicht darf man es sich mit den GEGENWORTEN nicht machen... ›Die Herstellung einer kritischen Urteilsfähigkeit gegenüber den Experten ... muß von Wissenschaftlern übernommen werden, denn nur sie verfügen über die Kompetenz und das Ansehen, um die Öffentlichkeit aus dem würdelosen Zustand der Besinnungslosigkeit zu befreien.‹ Wenn es das ist, was die neue Zeitschrift im Sinn hat, darf man ihr Glück wünschen.«
Konrad Adam, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 27. 5. '98

»...daß die Zeitschrift sehr gelungen ist. Abgesehen von den Texten und der graphischen Aufmachung vermitteln der Themenmix und die AutorInnen sowas wie ein Bemühen um Sorgfalt - differenzierte Argumentation, stellenweise Zuspitzung, aber ohne Aufgeregtheit und ›Show‹, und ich glaube, dieser Ausdruck offener Nachdenklichkeit wird als sehr angenehm empfunden. Der Begriff ›Sorgfalt‹ ist mir dabei wichtig, denn das unterscheidet die Zeitschrift von den schnell zusammengeschusterten, schlecht redigierten, promi-geilen Foren und Taschenbüchern, die den Wissenschaftsdiskurs voranbringen wollen.«
Ulrike Pfeil, Redaktion Südwestpresse/Schwäbisches Tageblatt

»Schlage Ihnen nach Teillektüre als Alternativtitel vor: ›Augengift‹. Oder: ›Für junge Augen‹ (nach Analogie der Kirchenblättchen ›Für alte Augen‹) Zur Unerläßlichkeit des Blattes will ich mich zurückhalten.«
Prof. Dr. Kurt-Victor Selge, Berlin, Mitglied der BBAW

»Ich gratuliere Ihnen begeistert zu den GEGENWORTEN. Dies ist ein wunderbarer Start. Erstens ist das Heft wunderschön und zweitens ist das Heft sehr interessant – inhaltlich und in der Varietät der Autoren. Also Glückwünsche auf der ganzen Linie. (...) Vielleicht könnte man einmal an einen Schwerpunkt ›Sprache der Wissenschaft‹ denken. Mit Interviews mit Naturwissenschaftlern: warum schreibt ihr denn alle englisch. Mit Soziologen: warum schreibt ihr denn so verquast soziologisch...«
Prof. Dr. Jürgen Trabant, Berlin, Mitglied der BBAW

Editorial

Das erste Heft der GEGENWORTE hat ein unerwartet starkes und erfreulicherweise nahezu uneingeschränkt positives Echo gefunden. Kritische Stimmen galten, wie nicht anders zu erwarten, einzelnen Beiträgen und einigen Details der Aufmachung (Farben zu blaß, Schrift zu klein, Flattersatz etc.), aber nicht der Konzeption und den leitenden Maximen. Wir werden also weiterhin versuchen, Realitäten abzubilden und, wo möglich, über sie hinauszugehen, die Segmentierung der Perspektiven zu überwinden, um ein zumindest virtuelles Gespräch zwischen den Disziplinen, den Generationen (anerkannte Wissenschaftler und Nachwuchs), den ›Ständen‹ (Wissenschaft, Literatur und Politik) und, nicht zuletzt, den Geschlechtern zustande zu bringen.

Schließlich wollen wir aktuelle Probleme aufgreifen, was Tücken birgt, wie man an dieser Ausgabe sehen kann. Denn vor zwei Jahren, als die Schwerpunkte der ersten Hefte erdacht wurden, war nicht vorauszusehen, welche Publikationslawine wenige Monate später das Thema ›Fälschung‹ ausgelöst haben würde, ganz zu schweigen von der aufgeregten öffentlichen Diskussion, die sich vor allem im Kontext von ethischer Verantwortung und fachlicher Kontrolle bewegte. Die Frage lag auf der Hand, ob es unter diesen Umständen überhaupt noch sinnvoll sein könne, über ›Lug und Trug‹ zu handeln, ob es wirklich noch einen Gesichtspunkt gebe, der nicht schon bis zum Überdruß beschrieben, bewertet und diskutiert worden sei. Und tatsächlich meinten einige der um Rat gebetenen Kollegen, alles, was gesagt werden müsse, sei gesagt, und alles, was man sich als Rest noch ausdenke, sei der Situation, so wie sie sich darstelle, nicht zuträglich.

Aber dann zeigte sich doch, daß sich vom schon üblich Gewordenen abweichen ließ durch Mischung heterogener Gedanken, durch Grenzüberschreitungen, durch die Aufnahme scheinbar unwichtiger, aber letztlich doch ins Zentrum

hineinwirkender Einflüsse, durch die Beschreibung von Kontexten, durch die Sammlung historischer und aktueller, kultur- und naturwissenschaftlicher Blickpunkte, die zusammengekommen nicht bloß Anstöße zur Reflexion geben, sondern auch auf Schwachstellen der bisherigen Diskussion hinweisen. Der Rückgriff auf unser Generalthema, nämlich die Bedingungen der Wissensproduktion durch den akademischen Sektor der Gesellschaft, hat uns zwar deutlichen Distanzgewinn zum Gegenstand ›Fälschung‹ im engeren Sinne eingebracht. Andererseits haben wir uns dafür eine solche Fülle von Standpunkten eingehandelt, daß der Vorwurf thematischer Beliebigkeit nicht leicht von der Hand zu weisen sein dürfte. Warum haben wir z. B. das allbekannte ›Novemberfieber‹ nicht behandelt, obwohl es doch offenkundig auch ein Stückchen (behördlich veranlaßten) Trugs darstellt. Und warum haben wir umgekehrt ein – lebensrettendes – gefälschtes Gutachten aufgenommen, das doch in unserem Kontext sichtlich eine Ausnahmesituation illustriert?

Am Ende schien uns die beklemmende ›Beliebigkeit‹ nicht mehr so verfehlt. Denn ihre ›Leistung‹ könnte gerade darin bestehen, zum Wechsel engefaßter Anschauungen einzuladen und diesen Wechsel einzuleiten.

P. S. Diese Ausgabe ist noch einmal gratis. Ab der nächsten Nummer müssen wir uns unsere Bemühungen leider honorieren lassen. Jedes Heft kostet 15,- DM. Um Ihnen (und uns) das Geschäft zu erleichtern, haben wir eine Abonnement-Karte beigelegt.

Dieter Simon





Dieter Simon

Gelassener Blick aus der Ferne in sieben Aufzügen

Wir hatten uns daran gewöhnt, den Sachverhalt für eine amerikanische Besonderheit zu halten. Die Amerikaner haben viele Probleme, die wir nicht haben. Es gibt Wirbelstürme, political correctness, fundamentalistische Sekten – und es gibt wissenschaftliche Fälschungen. Von heute auf morgen mußten wir einsehen: unsere Lage ist nicht besser. Kaum waren die Wogen des ersten großen Skandals ein wenig flacher geworden, schon hatten DFG und MPG ihre Ethik- und Verhaltensregeln publiziert und wir im stillen zu hoffen begonnen, es könnte sich vielleicht um eine einzige schändliche Ausnahme gehandelt haben, da tischten uns die Medien das nächste Fällchen auf. Dem folgte alsbald wieder ein Fall, und so droht es weiterzugehen, als seien wir in Amerika. Die Betroffenheit (siehe die Kommentare der Betroffenen) ist groß, der Schaden (= Vertrauensverlust), so hört man, nicht minder, der Berichte – von der Serie bis zum Buch – sind Legion. Alles deutet auf eine elementare Krise.

Könnte es sein, daß wir für einen Abgrund von Wissenschaftsverrat halten, was sich am Ende bloß als eine kleine Mulde erweist?

Ist es wirklich so schlimm? Gehen die Würde, die Qualität und das Ansehen der deutschen Wissenschaft, die in diesem Jahrhundert ohnehin schwere Schicksalsschläge hinnehmen mußten, jetzt endgültig zugrunde? Oder könnte es sein, daß wir für einen Abgrund von Wissenschaftsverrat halten, was sich am Ende bloß als eine kleine Mulde erweist? Für letzteres gibt es einige Anhaltspunkte. Gerafft ordnen sie sich zu einem Bild, das geeignet sein könnte, verzagte Wissenschaftler wieder aufzurichten.

Erstens ist die Wissenschaft nicht insgesamt, sondern nur in Teilen affiziert. Vor allem die Naturwissenschaften sind betroffen, unter ihnen aber keineswegs alle in gleicher Weise. Die Physik hat weit weniger Skandale aufzuweisen als die Biologie, die Geologie braucht ihr Haupt nicht vor der Medizin zu senken, Astronomie darf sich gegenüber der Chemie ihrer Unschuld rühmen. Die Geistes- oder Kulturwissenschaften müssen zwar seit alters mit gefälschten Dokumenten leben, sie werden kontinuierlich mit den



Manipulationen ihrer Erinnerung konfrontiert und müssen – seit man dem Pathos des Schöpferischen huldigt – damit umgehen, daß dieser oder jener gedacht oder gemacht haben will, was von einem anderen stammt. Aber derlei ›Fälle‹ erregen meist nur die unmittelbar Betroffenen, während die Beobachter sich eher amüsieren. Sozialwissenschaftler glauben – wenn überhaupt – an die von ihnen selbst erstellten Statistiken nicht so inbrünstig, als daß sie durch fremden Hokuspokus gekränkt werden könnten. Und Ingenieure haben als Praktiker eher mit ›Anglerlatein‹-Sachverhalten zu kämpfen als mit realen Falsifikaten. Kurzum: vielleicht ist Krise, aber sie ist nicht überall.

Zweitens hat man lange gehaut, und die Wissenschaftsgeschichte der letzten Jahrzehnte konnte es haarscharf unter Beweis stellen, daß in der Wissenschaft schon immer, selbst von den Größten, gemogelt und geschwindelt wurde. Galilei hat die von ihm beschriebenen Experimente nicht gemacht, vielleicht andere oder überhaupt keine. Der fromme Mendel hat mit seinen Erbsen und Bohnen getrickelt, und selbst bei Newton und Einstein ist der Verdacht nicht ganz ausgeräumt, daß es fallweise ordentlich schlampig zugegangen ist, fallweise aber auch die Fakten sich ein wenig der Theorie beugen mußten. Das sind zwar alles Marginalien, weil einerseits am Ende regelmäßig etwas Wichtiges und Wahres zutage trat und andererseits Irrtum und Schwindel auf diesen Feldern menschlicher Geistes-tätigkeit ohnehin zum Verweheln eng nebeneinander siedeln. Aber immerhin gibt es in der gesamten Geschichte der Wissenschaft so viele gut bezeugte Beispiele für ausgemachte Spitzbübereien, daß schwerlich von einem neuen, im Wortsinne ›unerhörten‹ Phänomen gesprochen werden darf.

Drittens ist nicht jeder ein Schalk, der so aussieht oder so genannt wird. Querdenker, Schulen-Fremde oder Schulen-Flüchtige, Unzünftige, Außenseiter, der vom Entdeckerglück Begünstigte, aber auch der schlicht Unliebsame – sie alle werden von den Durchschnittlingen gern diffamiert. Und in der auf Wahrheit codierten und zur Wahrfähigkeit selbstverpflichteten Wissenschaft läßt sich mit dem Vorwurf, die Ergebnisse beruhten auf Täuschung und Betrug, manche Karriere verlangsamen, wenn nicht stoppen. Ferner ist die Grauzone breit: der kursorische Blick, die flüchtige Prüfung, die falsche Anmerkung, die fahrlässige Formulierung, der eingebildete Eintritt des allzusehr herbeigesehnten Resultats oder die feste Überzeugung, das früher gesehene Fremde sei schon immer das Eigene gewesen, sind Elemente des imperfekten Wissenschaftleralltags und werden zum (vorgeworfenen) Betrug erst durch Konkurrenzinteressen oder (karriere)politische Kampagnen. Schließlich läßt auch eine allzugut funktionierende Selbstkontrolle unter altvertrauten und auf ihren Selbstverständlichkeiten ruhenden wissenschaftlichen Kommunarden leicht das Unwahrscheinliche als das Unwahre erscheinen.

Viertens kann es durchaus richtig sein, daß die absolute Zahl der Gauner zugenommen hat. Aber auch die absolute Zahl der Wissenschaftler hat beträchtlich zugenommen. Nicht ganz so dramatisch wie die Zahl der Studenten, aber im Verhältnis zu früher eben doch gewaltig. Heute wird in der Industrie geforscht und im Auftrag der verschiedensten Staatsministerien, an der Universität und in Hunderten außeruniversitärer Einrichtungen mannigfaltigster Art. Die Wissenschaft hat sich in eine Produktivkraft verwandelt, die weder allein noch vorrangig an der Universität angesiedelt ist, sondern überall dort zum Zuge kommt, wo sie den Produktionsprozeß befördert. Wissenschaft wird in der Regel nicht mehr gesucht als »noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes« (Humboldt), sondern präsentiert sich als Arbeitsplatz mit bescheidenem Karriere-muster. Wo wissenschaftliche Tätigkeit als eine zur Reproduktion notwendige tägliche Leistung angesehen wird, deren Merkmale von den Arbeitenden als ›Job‹ erfaßt und beschrieben werden, stellt sich berufsspezifisches Verhalten ein, mit Arbeitszeitregelung, Urlaub, Gewerkschaften, Krankfeiern und – eben auch Falschmünzen. Angesichts dessen ist die Zahl der Scharlatane bemerkenswert gering.

Fünftens ist es nicht richtig, daß die Moral im Wissenschaftsbereich besonders stark abgesunken ist, wobei wir einmal unterstellen, daß die frühere ›Höhe‹ nicht ihrerseits ein historisches Konstrukt ist. Selbst wenn es zutreffen sollte, daß eine Umfrage unter jungen (amerikanischen) Wissenschaftsadepten ergeben hat, daß 20% von ihnen unter bestimmten Umständen (z. B. geringe Entdeckungs-gefahr, hohe Gewinnaussichten) nicht zögern würden, falsche Tatsachen vorzuspiegeln, ist dies kein Beleg für einen überproportionalen ethischen Niedergang des Wissenschaftssektors. Es ist lediglich ein Beleg für das Einrücken der Wissenschaft in den Alltag. Denn auch im Alltag würden *ceteris paribus* vermutlich 20% unserer Zeitgenossen vor einem Schwindel nicht zurückschrecken. Das ist vielleicht erschreckend, aber ein Teil unserer Normalität. Zu ihr gehört auch die Wissenschaft. Ihr ist die transsäkulare Weihe weithin abhanden gekommen, der Wissenschaftler als asketischer Hohepriester der Wahrheit ist kaum noch anzutreffen. Das hängt entfernt mit dem vielzitierten ›Markt‹ zusammen, zuerst ist es aber eine Modernisierungsfolge. Die konstruktivistische De-Objektivierung der Wissenschaft, die alle ›Erkenntnisse‹ zu sozialen Konstrukten erklärt hat, konnte nicht folgenlos bleiben. Die Postmoderne bedarf der Selbstbetäubung durch Wissenschaft als Religionsersatz nicht mehr so sehr wie die früheren (Nietzsche-) Zeiten. Ethikkataloge funktionieren in diesem Zusammenhang wie die bekannten Hinweise in der Kirche (»Denken Sie daran: Sie befinden sich in einem Gotteshaus«). Sie dokumentieren und beweisen das Dilemma, aber sie beheben es nicht.

Sechstens ist es, und zwar nicht nur wegen des gewissen Entlastungs- und Entschuldigungseffektes, nicht gänzlich unangebracht, einen kritischen Blick auf das System, auf Institutionen und Organisationen zu werfen. Zwar bleibt Schurke Schurke, aber nur Pharisäer dürfen so tun, als wäre die betrogene Umwelt ohne jegliches Arg und ohne jeden Fehl. Dabei wissen alle, in welchem Umfang unablässig Vertrauen in Anspruch genommen werden muß, ohne daß zureichende Kontrolle gewährleistet werden kann. Denn Kontrolle verlangt Expertise, und die nimmt mit jeder Spezialisierungsstufe, also täglich, ab. Außerdem ist Vertrauen nicht bloß bequemer (und insofern verwerflich), sondern auch humaner als Kontrolle. Generosität trägt altruistische Züge. Sie verträgt sich freilich schlecht mit der Warenförmigkeit des Produkts, auf die das wissenschaftliche Streben inzwischen weithin fixiert ist. Wenn Umsatz und Verbrauch über den Wert der Erzeugnisse entscheiden, dann ist es nicht erstaunlich, daß ökonomische Kriterien die Hirne der Erzeuger dominieren. Es ist schließlich folgerichtig, daß Beutelschneider dort gehäuft auftreten, wo es um den Beutel geht. Hölderlin-Gedichte fälscht man nicht als solche, sondern wenn man hofft, sie als Autograph einem Versteigerer andrehen zu können. Also versuchen die wissenschaftlichen, scharfem Konkurrenzdruck ausgesetzten Hersteller, sich selbst oder jedenfalls ihr Produkt zu Höchstpreisen zu verkaufen – wobei sie sich Händlerverhalten (wozu auch gehört: wer die Situation nicht ausnutzt, bleibt arm) aneignen. Das beginnt bei der perversen ›Ehrenautorschaft‹, die den Marktwert des Zitierten heben soll, führt über die Verschönerung und Anpassung der Empirie an das theoretische Wunschbild der Forscher und endet schließlich in Simulation, Fälschung, Diebstahl und Betrug. Verführung hat keinen Anspruch auf Strafmilderung, aber ihr Anblick mildert den Hochmut der Unverführbaren. Außerdem gilt immer noch die schon den alten Sentenzenverfassern geläufige Weisheit, die Welt wolle betrogen sein, ohne daß die Entrüstung der willfähigen Opfer nachgelassen hätte.

Nicht jeder ist ein Schalk, der so aussieht oder so genannt wird. Querdenker, Schulen-Fremde, Unzünftige und Außenseiter werden von den Durchschnittlingen gern diffamiert.

Siebtens und letztens ist es von Vorteil, heftigen Affekten mit A-pathie zu begegnen, zur Klärung der Lage und ohne gleich in ein betuliches Plädoyer für Phlegma einzutreten. Gegenwartsanalytiker, Gesellschaftsbeobachter, Zeitpulsfühler und ähnliche Profis reden schon länger, und nicht bloß wegen der sich rasch rundenden Daten, über den Übergang unseres Gemeinwesens in eine neue, bislang nicht

erlebte Form, die zwar als solche erfrischend unbekannt ist, von der aber feststehen soll, daß in ihr das menschliche Wissen im allgemeinen und das wissenschaftliche Wissen im besonderen einen alles beherrschenden Rang gewinnen werden. Daß eine solche Transformation nicht ohne Friktionen abläuft, versteht sich von selbst. Steuerungsprobleme häufen sich, plötzliche Wertewechsel lösen Aufregung aus, andere Übergangsphänomene verschiedenster Bedeutung treten lautstark in Erscheinung, bis sich der Lärm legt und allmählich die neue Normalität sichtbar wird. Versuchsweise sollten wir die Fälschungs-Skandale neugierig und gelassen unter diesem Gesichtspunkt, d. h.: nicht als systemfremden Skandal, sondern als evolutionären Risikofaktor, verorten. Sie verlieren dann viel von ihrem Schrecken.

1997 wurde eine Kommission eingesetzt, um den bislang größten Fälschungsfall der deutschen Wissenschaft zu untersuchen, 1998 erschienen als Ergebnis dieser Arbeit die ›Vorschläge zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis. Empfehlungen der Kommission Selbstkontrolle in der Wissenschaft‹, Weinheim 1998 (meist zitiert als DFG-Empfehlungen); weitere Verhaltens- oder Ethikcodizes wurden verabschiedet oder werden derzeit erarbeitet von der Max-Planck-Gesellschaft, der Helmholtz-Gemeinschaft Deutscher Forschungszentren, der Hochschulrektorenkonferenz, der Gesellschaft Deutscher Chemiker, der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, den Universitäten Freiburg, Münster, Düsseldorf, Lübeck, Ulm u. a. Die Fachgesellschaft der Ärzte in der Pharmazeutischen Industrie sammelt in einem ›Goldenen Gedächtnis‹ Betrugsfälle im Zusammenhang mit klinischer Arzneimittelforschung.



Detlev Ganten

Blick nach vorn. Ein Interview.

Das Gespräch führte Hazel Rosenstrauch

Das Max-Delbrück-Centrum (MDC) war in besonderer Weise von dem bislang größten Fälschungsfall der Bundesrepublik betroffen. Was hat sich nach dem Fall Herrmann/Brach geändert?

Ganz sicher ist durch dieses schockierende Ereignis ein intensiver Diskussionsprozeß in Gang gesetzt worden, und vielen ist die Problematik der Sicherstellung korrekter wissenschaftlicher Arbeit bewußter geworden. Fälschungen sind in der Wissenschaft zwar immer wieder vorgekommen und berichtet worden, aber meistens doch weit entfernt vom eigenen Bereich. Daß sich ein solcher Vorgang in unserer direkten Umgebung abspielen konnte, war ein Schock. Dadurch ist eine sehr kritische Analyse stimuliert worden. Dazu gehört eine Diagnose unseres Wissenschaftssystems, Fragen nach dem Publikationsverhalten, nach der Beurteilung von Wissenschaft und der Persönlichkeit von Wissenschaftlern und natürlich auch die Frage, wie geht man mit bibliometrischen Daten um. Vor diesem Fälschungsfall gab es eine Tendenz zur Bibliometrie. Die Impact-Faktoren als Leistungsparameter waren in den vergangenen vier, fünf Jahren im Rahmen der projekt- und leistungsorientierten Forschungsförderung sehr in den Vordergrund gespielt worden.

Es gab ja diese Diskussion auch in den USA, sowohl über das ›publish or perish‹ als auch über Fälschungen zeitversetzt um etwa zehn Jahre. Zuerst hat man die bibliometrischen Normen übernommen; übernimmt man jetzt die Methoden der Überprüfung? In der Forschung wird doch auch sehr schnell rezipiert, was in den USA passiert. Wieso hat man das Wissen um die Gefahren nicht übernommen?

Wir übernehmen Erfahrungen aus anderen Ländern, auch aus den USA, in den seltensten Fällen 1:1. Europa wird immer wegen anderer kultureller Voraussetzungen und aufgrund seiner besonderen Traditionen, der guten oder der bösen, anders reagieren als die USA.

Es ist in der Tat so, daß viele Dinge zur Zeit in den USA vorexerziert und vorgedacht werden, so auch im Wissenschaftssystem, und daß wir dann etwas später die Diskussion aufgreifen und Teilaspekte übernehmen, aber eben nur Teile und diese meist modifiziert.

Es sind verschiedene Maßnahmen ergriffen worden. Was hat sich durch die größere Aufmerksamkeit verändert – erst einmal am Max-Delbrück-Centrum?

Wir hatten schon, bevor wir von diesen Fälschungen überhaupt erfahren haben, einen Studiendekan, der gleichzeitig die Funktion eines Ombudsmannes hatte, im Institut eingeführt. Er hat vor dem Hintergrund des Fälschungsfalls jetzt natürlich eine besondere Bedeutung gewonnen. Aber das System ist ganz offenbar doch nicht so marode und defizient, denn dieser Kollege ist Gott sei Dank nicht überlastet und wird eher selten in solchen Angelegenheiten konsultiert. Aber sicherlich ist er für die Atmosphäre im Institut und grundsätzlich als Anlaufstelle sehr wichtig. Was wir im wesentlichen nach dem Fall Herrmann/Brach geändert haben, ist die Publikationspolitik im Institut. Die war vorher von Vorstandsseite wenig kontrolliert; jeder konnte Daten publizieren, die er für richtig und wichtig erachtete, und wir hatten auch einen gewissen Stolz darauf. Unser Institut ist – nach deutschen Maßstäben – ein besonders wenig hierarchisches Institut. Die Leitung beeinflusst die Wissenschaftler nur sehr gering, sie ist der ›Diener‹ des Instituts. Die Arbeitsgruppen sind selbständig, sie sind klein, sie werden von Institutsseite materiell nur relativ knapp ausgestattet, und wer größer werden will, braucht Drittmittel, deren Vergabe qualitätskontrolliert nach Begutachtung vergeben werden. Insofern gibt es auch wenig Eingriffsmöglichkeiten von Vorstandsseite.



Gilt das nur für die Heroen, von denen Herrmann einer war?

Nein, das gilt für alle. Wir haben im Institut sehr viele Arbeitsgruppen, die alle gleichermaßen unabhängig sind. Die meisten haben Verträge auf Zeit und arbeiten in völliger Unabhängigkeit. Da sie ihre eigenen Mittel angeworben haben, haben wir auch nur wenig Einfluß darauf, was sie erforschen. Wir machen sie eigentlich nur drittmittelfähig und nutzen unsere Gelder, um Kooperationen zu stimulieren. Was wir an Geld haben, wird intern auch über kompetitive Systeme, Fellowships und Kooperationsprojekte zwischen Klinik und Grundlagenforschung ausgegeben. Die Folge dieser Praxis war, daß die Arbeitsgruppen in völliger Selbständigkeit forschen konnten und der Vorstand die Forschungsergebnisse oft erst nach der Drucklegung gesehen hat. Das haben wir geändert. Jetzt verlangen wir, daß alle Publikationen, bevor sie zur Veröffentlichung eingereicht werden, an den Vorstand geschickt werden.

Sie haben sicher nicht die Zeit, sich das alles anzusehen?

Natürlich nicht. Ich lese sie nicht alle selbst gründlich durch, aber ich schaue sie mir schon unter bestimmten Kriterien an. Das sind etwa vierhundert Publikationen pro Jahr, also anderthalb pro Tag. Da kann man zumindest formal prüfen, wie das Publikationsverhalten ist. Wir verlangen jetzt, daß in den Danksagungen steht: the manuscript was critically read by... Das heißt, wir erwarten, daß ein unabhängiger Wissenschaftler die Publikation angesehen hat, bevor sie an die Fachzeitschriften zur Veröffentlichung eingereicht wird. Wenn eine Arbeitsgruppe das nicht macht, fragen wir nach. Man entwickelt dadurch ein besseres Gefühl für das, was an Publikationen in einer Arbeitsgruppe entsteht. Ich könnte mir vorstellen, daß, wenn ich die vielen Publikationen aus der Arbeitsgruppe Herrmann vollständig und regelmäßig auf den Tisch bekommen und gesehen hätte...?

Dann wäre es aufgefallen?

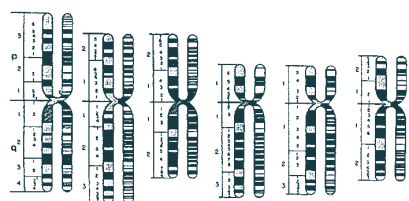
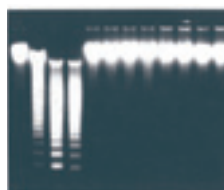
Ich bin nicht sicher, ob es aufgefallen wäre, wahrscheinlich im Vorfeld nicht, aber heute, nach diesem Ereignis, wäre ich aufmerksamer. Außerdem haben wir einen Beauftragten des Vorstandes – einen emeritierten Professor –, der sich jede Veröffentlichung gründlich anschaut und der sich die Zeit nimmt, spezifische Punkte zu prüfen. Dieser Kollege kommt dann regelmäßig und macht mich aufmerksam auf Besonderheiten, und ich spreche gegebenenfalls mit der entsprechenden Arbeitsgruppe. Es hat sich schon etwas geändert beim Vorstand, aber auch in den Arbeitsgruppen. Die Richtlinien der Forschungsorganisationen zur Selbstkontrolle sind ebenfalls hilfreich in dieser Hinsicht.

Glauben Sie, daß man Fälschungen verhindern kann?

Nein, natürlich kann man das nicht verhindern. Es wird häufig gesagt, daß in den Biowissenschaften mit der derzeitigen ›Goldgräberstimmung‹, mit dem schnellen Fortschritt und der Möglichkeit, zu patentieren und Geld zu verdienen, ein besonders fruchtbarer Boden ist a) für Leute, die dieses System für sich nutzen wollen, und b) für weniger standfeste Personen und daß dort vielleicht auch Leute verleitet werden, etwas laxer mit der Wissenschaft umzugehen. Ich bin mir nicht so sicher, ob diese Analyse zutrifft. Ich habe u. a. mit einer Reihe von Geisteswissenschaftlern und Juristen gesprochen, und natürlich ist die Art des unkorrekten Umganges mit Wissenschaft in jeder Disziplin eine andere, aber ihre Schwierigkeiten haben auch die. Was an Plagiat in den Geisteswissenschaften passiert, ist wahnsinnig schwer zu überprüfen. Wer kann schon Halbsätze oder ganze Sätze oder Gedanken, die ein bißchen umformuliert sind, wirklich als Eigentum des einen oder des anderen erkennen. Ich bin überzeugt davon, daß die Konsequenzen, auch die Methoden andere sind, aber daß sich der moralische Standard doch in den verschiedenen Berufsgruppen ähnelt.

Es gab ja diese zwei Positionen: Die einen haben gesagt, dieser Fälschungsfall war die Spitze des Eisbergs, die anderen haben gesagt, es ist ein Einzelfall. Wenn ich Sie richtig verstanden habe, haben Sie eine differenzierte Position dazwischen.

Ja. Ich glaube, so etwas wird es leider immer geben, aber man muß wachsam sein, und man muß eine Atmosphäre schaffen, die so etwas nicht begünstigt. Ich glaube, hier im Institut ist jetzt eine sehr, sehr intensive Atmosphäre, die das Bewußtsein für diese Gefahren gestärkt hat. Dieses Institut hat sich ein halbes Jahr mit dem Fall Herrmann beschäftigt. Wir haben siebenunddreißig Arbeiten aus zehn Jahren Forschungsarbeit an verschiedenen Forschungseinrichtungen als gefälscht oder unter hohem Fälschungsverdacht stehend identifiziert, die den Stein ins Rollen brachten. Das hat uns alle schon geschockt. In diesem Institut haben Leute wie Brach und Herrmann keine Chance, weil die Atmosphäre hier so etwas nicht mehr zuläßt. Wir müssen aber wachsam bleiben, sicher vor Betrug können wir alle niemals sein.



Jetzt stehen Sie noch unter der Folgewirkung des Schocks, aber dieses Klima ist an Personen gebunden, und so etwas verläppert sich doch mit der Zeit? Es gibt ja eine Diskussion darüber, ob es am System liegt. Kann man an diesem System etwas ändern?

Ja, ich glaube schon, daß man einiges am System ändern kann. Betrachten Sie beispielsweise diese großen klinischen Gruppen, etwa in der Inneren Medizin, in denen manchmal bis zu vierzig Wissenschaftler arbeiten. Jeder publiziert ein, zwei Arbeiten im Jahr, da steht der Chef immer mit auf der Publikation, das heißt, er hat achtzig bis hundert Veröffentlichungen pro Jahr. Das darf natürlich nicht sein. Es dürfte so große Forschungsgruppen eigentlich gar nicht mehr geben, und ein Wissenschaftler sollte nur dann auf die Veröffentlichung drauf, wenn er wissenschaftlich zur Arbeit beigetragen hat.

Aber ist er ohne diese hundert Publikationen noch global konkurrenzfähig?

Weniger und gute Publikationen sind besser als viele mittelmäßige oder schlechte. Wer mit zu vielen Publikationen in seiner Liste ankommt, hat dadurch eher Nachteile. Ich glaube, da hat sich in der Tat einiges geändert. Heutzutage schämt man sich eher, wenn man eine zu lange Publikationsliste hat.

Ja?

Ja, klar.

Ist das eine der Folgen?

Ja, das ist eine der Folgen. So etwas präsentiert keiner mehr. Ich habe bei den letzten Bewerbungen nie mehr solche langen Listen gesehen. Die Zahl der Publikationen ist reduziert, und es werden nur noch die wichtigsten aufgeführt. Häufig wird es jetzt auch so angefordert; zum Beispiel werden die fünf wichtigsten Publikationen erbeten.

Ein Teil des Systems, das dafür verantwortlich gemacht wurde, daß die Fälschungen solange unentdeckt geblieben sind, waren die sogenannten Gutachterkartelle. Die community in einem Spezialfach ist so klein, die Leute kennen sich alle, man nimmt den Telefonhörer in die Hand und sagt: Du bitte, ich brauch' das ganz schnell. Das sind alles Teile des Systems, die jetzt zur Disposition stehen und diskutiert werden. Kann man da etwas Grundsätzliches ändern?

›Kartelle‹ hat eine negative Konnotation. Nein, ich glaube das nicht. Ich habe mich früher auch wahnsinnig gewehrt gegen diese sogenannten ›Kartelle‹. Wir sind ja alle Teil eines wie auch immer gearteten Netzwerkes, bewußt oder unbewußt und mehr oder weniger eng eingebunden. Ich glaube, ohne Netzwerke kann eine Gesellschaft überhaupt nicht funktionieren. Man braucht auch gegenseitige Unterstützung. Der entscheidende Punkt ist: diese dürfen nicht eigennützige Ziele verfolgen und mafios werden, sie müssen austauschbar und offen bleiben. Darauf muß man achten und darauf, daß die Standards der Wissenschaftlichkeit bewahrt bleiben.

Wie öffnet man solche Clubs?

Durch junge Leute, ich glaube, das ist der entscheidende Punkt. Also junge Leute frühzeitig selbständig machen, früh in den Begutachtungsprozeß mit einbeziehen, eine vernünftige Mischung finden zwischen selbstbewußten jungen und erfahrenen älteren Leuten in Gutachtergremien. Das wird auch die DFG vermutlich in Zukunft mehr beachten bei der Wahl der Gutachter. Das sind Dinge, die jetzt aktiv betrieben werden müssen. Ich würde das aber nicht zu sehr an diesem Fall Herrmann/Brach alleine aufhängen, das ist ein generelles Problem.

Die Diskussionslinien bewegen sich um die Frage nach Selbstkontrolle oder auch Kontrolle von außen, sei es juristisch, sei es publizistisch. Würden Sie sagen, das System der Selbstkontrolle funktioniert trotzdem noch?

Ich glaube, im Grunde funktioniert es noch. Ich hätte Bedenken, jetzt ein außenstehendes Kontrollsystem mit starken Reglementierungen einzuführen. Das Wissenschaftssystem ist kein geschlossenes System, es ist offen, und es gibt Kontrollen von außen. Ein Forschungsinstitut wie das MDC wird auf so vielfältige Weise kontrolliert – über die Zuwendungsgeber, über den Bundesrechnungshof, über externe Begutachtungen, über ein Kuratorium, in dem nicht nur Wissenschaftler sitzen, sondern eine Reihe von Vertretern auch staatlicher Stellen. Das ist kein geschlossenes System. Kurz: Unser Wissenschaftssystem ist so vielfältig wie die Gesellschaft und ein Spiegel derselben. Der Außenstehende hat oft den Eindruck,

es mit einem geschlossenen System zu tun zu haben – manche Wissenschaftler pflegen auch gerne dieses Mißverständnis. Der Brach/Herrmann-Fall gibt Anlaß zur Selbstbesinnung und zur Öffnung nach außen. Die Lehre daraus muß sein, nicht auf solche Anlässe zu warten, sondern die verschiedenen Bereiche der Wissenschaft in einem offenen Prozeß mit anderen öffentlichen Aktivitäten enger zu verbinden. Davon profitieren Wissenschaft und Öffentlichkeit.

Die Öffentlichkeit, was immer das sein mag, diskutiert kaum mit, es ist doch eher eine interne Diskussion. Es gibt z. B. in Dänemark und Großbritannien Versuche, Institutionen außerhalb oder jenseits des Wissenschaftsbetriebs zu schaffen. In den USA werden im Internet Listen von Verdächtigen veröffentlicht. Was halten Sie davon?

Eine namentliche Nennung im Internet, zumal in einem frühen Stadium des Verdachts, ist sehr problematisch. Man hätte wahnsinnig viel zu tun, um dem nachzugehen und die positiven von den negativen Auswirkungen zu trennen. Das ist auch wieder ein Unterschied zwischen unserer Kultur und den USA, man kann das nicht vergleichen. Aber all das, was wir mit Selbstkontrolle schaffen können ohne obrigkeitliche, staatliche Eingriffe, ist aus meiner Sicht gut. Mit staatlichen Kontrollen hat Deutschland in der Vergangenheit keine guten Erfahrungen gemacht. In Ländern mit einer traditionell liberaleren staatlichen Organisationsform mag eine staatliche Kontrolle geeignet sein. Auf der anderen Seite, alles nur durch Selbstkontrolle zu regeln, ist auch nicht gerechtfertigt. Wenn ich bedenke, wie beispielsweise die deutsche Ärzteschaft sich selbst verwaltet und welche Probleme mit dieser Selbstverwaltung verbunden sind, mit mangelndem Reformwillen und mangelnder Bereitschaft, sich mit gesellschaftlichen Notwendigkeiten unter Aufgabe eigener Vorteile auseinanderzusetzen, habe ich Zweifel an der Effektivität des Systems. Das ist ein geschlossenes Interessensystem mit begrenzter Möglichkeit zur Selbstkontrolle.

Es gab Äußerungen, das Problem sei gewesen, daß der Fall öffentlich geworden ist und alles wäre nicht so dramatisch gewesen, wenn es nicht durch den Blätterwald gegangen wäre.

Das finde ich nicht. Ich finde, der deutsche Blätterwald hat ganz vernünftig und gut reagiert. Vielleicht gab es ein paar Dinge, die man gern anders gelesen hätte, aber ich finde, es ist korrekt und gut und im Interesse der Öffentlichkeit berichtet worden, und es wäre nicht gut gewesen, wenn das die Eingeweihten unter sich ausgemacht hätten. Das konsequente Handeln ist zum Teil sicher aus Respekt vor der Reaktion der Öffentlichkeit erfolgt.

Zu Ihren wichtigsten Vorschlägen gehört, daß man die jungen Leute besser instand setzt, ihre Vorgesetzten zu kritisieren. Wie kann das aussehen? Die communities sind sehr eng, wenn wirklich einer einen Verdacht äußert, den er meistens noch nicht beweisen kann, gefährdet er dann nicht seine Karriere?

Wir haben einen Ombudsmann, der hat eine wichtige Funktion, wenn jemand eine direkte Auseinandersetzung scheut. Da kann jeder junge Wissenschaftler jederzeit hingehen, wenn er den geringsten Verdacht oder andere Probleme hat.

Ohne, daß der dann anruft und sagt: Du, dein Mitarbeiter ist zu mir gekommen?

Ja, das ist dann eine Frage der Qualität des Ombudsmanns, er muß denjenigen einschätzen, der kommt, er muß die Arbeitsgruppe einschätzen und der Situation entsprechend reagieren. Wir haben da sehr gute Erfahrungen. Wenn das System der Ombudsmänner weit verbreitet wird, ist er nicht nur an einen Ombudsmann gebunden, sondern kann sagen, also gut, der Ombudsmann am MDC steckt möglicherweise mit Ganten unter einer Decke, und die wollen nichts machen, aber an der Charité gibt's einen, und in Steglitz gibt's einen, in Berlin gibt's drei oder vier Ombudsmänner, an die ich mich wenden kann. Wenn es ein solches generelles System gäbe, wäre der Schutz besser.

Und wird daran gearbeitet?

Ja, mit den DFG-Richtlinien ist ja auch angemahnt worden, daß alle Institutionen einen solchen Ombudsmann bekommen. Ich glaube, viele Einrichtungen haben inzwischen einen Vertrauensmann etabliert. Das müßte man vielleicht mehr publik machen und den jungen Leuten immer wieder nahelegen, daß da jemand ist, an den man sich wenden kann und bei dem man sich über Probleme in der Forschung und im Forschungssystem Rat holen kann. Dies hielte ich für gut.



Die DFG, die Universitäten Lübeck, Ulm, Berlin u. a. haben Kommissionen, die sich mit den durch die Fälschungen aufgeworfenen Fragen befassen, gegründet¹. Und es gibt wohl auch Bestrebungen, das zu vereinheitlichen. Zwei Fragen stellen sich für mich. Die eine ist: Kann man nicht auch mit solchen Kommissionen Unsinn treiben? Die zweite: Wird es, wenn schon keine Einheit der Wissenschaft, bald eine einheitliche Ethik der Wissenschaften geben? Es gibt keine Einheit der Wissenschaft mehr, und da sind wir auf dem Weg zu einer Einheit der Moral. Ist das nicht eine ziemlich komische Vorstellung?

Die Frage ist immer, wie solche Kommissionen zusammengesetzt werden und wie unabhängig sie sind. Vom Grundsatz her ist es ein wichtiges Element, eine Gruppe von Leuten zu Fragen der Redlichkeit und Moral in der Wissenschaft und zur Beurteilung von Fällen miteinander diskutieren zu lassen. Die Kommissionen müssen unabhängig und gut besetzt sein. Es besteht natürlich auch die Möglichkeit, das System zu erweitern und es nicht zu einem internen Wissenschaftskontrollsystem zu machen, sondern andere Gruppierungen mit hineinzubringen. Vergleichen Sie mal das deutsche System mit dem französischen, mit dem italienischen, mit dem spanischen, mit dem englischen Wissenschaftssystem. Dann werden Sie feststellen, daß bei uns ein hohes Maß an Flexibilität, an Unabhängigkeit, an Durchdringung der Hierarchien und der Struktur durch neue Leute gegeben ist. In den USA dominieren in bestimmten Bereichen und Regionen Netzwerke mit großer Macht innerhalb des Systems. Das heißt also, so schlecht ist es hier bei uns in Deutschland nicht. Ich bin fest überzeugt, unser Wissenschaftssystem akzeptiert Außenseiter, Querdenker und vieles mehr, als von außen zu erkennen ist. Meine Interpretation ist, daß viele durchaus Freude daran haben, Neues im ›System‹ zu akzeptieren, ja sogar zu suchen. Die Wissenschaft und ihr System in Deutschland sind offener auch für ihre Kritiker als viele glauben. Also, ich sehe es nicht so negativ. Vielleicht gibt es nicht genug mutige Kritiker, die auch an die Öffentlichkeit gehen.

Braucht man eine besonders hohe Moral, um die wissenschaftlichen Standards einhalten zu können? Der Hintergrund dieser Frage hängt mit der Ethik-Debatte zusammen, aus der man den Eindruck gewinnt, Wissenschaftler tun so, als hätten sie eine höhere Moral als andere.

Ich glaube, wir müssen alles tun, um die Wissenschaft, also uns, von dem vermeintlich hohen Podest herunterzuholen. Wir sind natürlich alle genauso fehlbare, normale Menschen wie andere auch. Nein, ich glaube nicht, daß Wissenschaftler besonders sind und eine höhere Moral hätten. Was man in der Wissenschaft besonders braucht, ist ein

hohes Durchhaltevermögen. Erfolg und Karriere und alle diese Dinge stellen sich nicht schnell ein, und insofern muß man in vielen Bereichen eine lange, mühsame Durststrecke durchlaufen. Wenn da Versuchungen in irgendeiner Weise auftauchen, dann ist natürlich die Gefahr, dieser Versuchung zu erliegen, in einem so schwierigen und kompetitiven Feld schon größer, als wenn man einem normalen, produktiven Arbeitsablauf folgt. Nein, 'runter vom Podest. Wissenschaft ist ein Job wie viele andere auch. Die Erwartungen sind hoch, und die Schwierigkeiten, erfolgreich zu sein, sind groß. Aber da gibt es viele andere Berufe, in denen das nicht anders ist. Das ist nicht wissenschaftsspezifisch in dem Sinne. Das ist bei Journalisten, nehme ich an, gar nicht viel anders.

Mitglieder der Kommission waren:

Prof. Dr. Ulrike Beisiegel, Medizinische Universitätsklinik Hamburg

Prof. Dr. Johannes Dichgans, Neurologische Universitätsklinik Tübingen

Prof. Dr. Gerhard Ertl, Fritz Haber-Institut der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin

Prof. Dr. Siegfried Großmann, Fachbereich Physik der Universität Marburg

Prof. Dr. Bernhard Hirt, Institut Suisse de Recherches Expérimentales sur le Cancer, Epalinges s. Lausanne

Prof. Dr. Claude Kordon, INSERM U 159, Neuroendocrinologie, Paris

Prof. Dr. Lennart Philipson, Skirball Institute of Biomolecular Medicine, New York University, New York

Prof. Dr. Eberhard Schmidt-Aßmann, Institut für deutsches und europäisches Verwaltungsrecht der Universität Heidelberg

Prof. Dr. Wolf Singer, Max-Planck-Institut für Hirnforschung, Frankfurt a. M.

Prof. Dr. Cornelius Weiss, Fakultät für Chemie und Mineralogie der Universität Leipzig

Prof. Dr. Sabine Werner, Max-Planck-Institut für Biochemie, Martinsried

Prof. Dr. Björn H. Wiik, Deutsches Elektronen-Synchrotron, Hamburg



Peter Weingart

Ist das Wissenschafts-Ethos noch zu retten?

Mertons Verhaltensregeln und die veränderten Bedingungen der Wissensproduktion

Aufgeschreckt durch einen eklatanten Betrugsfall in der Forschung, hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) 1997 einen ›Ehrenkodex‹ für die Wissenschaft verkündet. Darin wurden u. a. Plagiat und Fälschung von Daten als Tatbestände wissenschaftlichen Fehlverhaltens identifiziert und Gutachter zur Offenlegung möglicher Befangenheit verpflichtet. In ähnlicher Form hat auch die Max-Planck-Gesellschaft einen Katalog von Fehlverhaltensweisen festgeschrieben. Dies sind äußere Anzeichen dafür, daß die Wissenschaft offensichtlich von einer Reihe von Verhaltensregeln bestimmt wird, deren Verletzung oder Nichtbeachtung soziale Sanktionen zur Folge hat. Daß es einer Bekräftigung durch die zwei führenden Wissenschaftsorganisationen Deutschlands bedarf und in den USA zu diesem Zweck sogar eine Regierungsbehörde gegründet worden ist, darin läßt sich überdies ein Indiz dafür sehen, daß die Gesellschaft als ganze offenbar ein Interesse an der Einhaltung der Regeln hat (oder zumindest DFG und MPG unterstellen, daß dies so ist). Die Regeln selbst erscheinen selbstverständlich, ohne daß jedem bewußt wäre, warum es gerade diese sind und keine anderen.

Betrug und Ehrenkodex

Warum sollten Wissenschaftler ihre Daten nicht beschönigen, wie es in den Medien oder der Werbebranche üblich ist und – z. B. gegenüber letzterer – von der Öffentlichkeit auch vorausgesetzt wird? Warum sollte ein Gutachter Befangenheit erklären, wenn er einen befreundeten Kollegen befördern oder einen ungeliebten Konkurrenten effektiver ausschalten könnte, wo dies in anderen Geschäftsbeziehungen nicht unüblich ist? Warum sollte ein Forscher nicht erfolgreiche Ideen seiner Kollegen kopieren, ohne ihre Urheber zu nennen, wenn dies in marktorientierten Handlungsbereichen ein möglicher Weg zum Profit ist?

Der Grund für die offenkundige Andersartigkeit der Wissenschaft als soziales System von der Politik, der Wirtschaft und den Medien besteht in der Art ihres Produkts und den Bedingungen, unter denen es hergestellt wird. An die in den Ethikkodizes festgeschriebenen Regeln binden sich Vorstellungen von der Verlässlichkeit des Wissens, das durch die Wissenschaft produziert wird, kurz: von *Objektivität* des Wissens, wie es im allgemeinen Selbstverständnis der Wissenschaft (ungeachtet postmoderner philosophischer Einwände) noch immer gilt.

Ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, da die Medien voll von Geschichten über den vermeintlich für die Wissenschaft geradezu endemischen Betrug sind, greifen die zentralen Wissenschaftsorganisationen auf ein eher vergessen geglaubtes Konzept des *Ethos* der Wissenschaft zurück. Tatsächlich handelt es sich um eine ebenso verständliche wie angemessene Reaktion auf eine drohende Gefahr für die Wissenschaft, die jene selbst erzeugt hat, und die ihr sowohl von innen als auch von außen erwächst. Ob diese Reaktion letztlich erfolgreich sein wird, ist abzuwarten. Das wird vor allem davon abhängen, ob die Kodifizierungen eines *Ethos* der Wissenschaft überhaupt noch eine Bindungswirkung erlangen können, oder ob nicht vielmehr die Formen des Fehlverhaltens und der Verstöße gegen das Ethos, die diese Kodifizierungen zu allererst hervorgerufen haben, auf systematische Ursachen, auf fundamentale Veränderungen im Wissenschaftssystem selbst zurückgehen. Wenn, wie ich glaube, letzteres zutrifft, dann gilt auch, daß die öffentliche Selbstreflexion der Wissenschaft in Gestalt der Verhaltenskodizes zuerst ein Indiz ihrer Krise, nicht jedoch ein geeignetes Mittel zu deren Überwindung ist.

Vielleicht sind Verhaltenskodizes ein Indiz für die Krise der Wissenschaft, nicht jedoch ein geeignetes Mittel zu deren Überwindung.



Die Elemente des Ethos der Wissenschaft sind keine spitzfindigen Erfindungen eines Sozialwissenschaftlers, sondern Verdichtungen von Verhaltensmustern, die sich allmählich herausgebildet und als funktional (...) erwiesen haben.

Das Ethos der Wissenschaft

Damit stellt sich die Frage nach der ›Realität‹ des *wissenschaftlichen Ethos* am Ende des 20. Jahrhunderts. *Wissenschaftliches Ethos* meint jene Verhaltensmuster und impliziten Regeln, deren historischer Ursprung auf die Gründungsgeschichte der englischen und französischen Akademien im 17. Jahrhundert zurückgeht und für die sich ungeachtet aller Veränderungen im Detail eine beachtenswerte Kontinuität über einen Zeitraum von mehr als drei Jahrhunderten feststellen läßt. Die Formulierung des Ethos durch den amerikanischen Wissenschaftssoziologen Robert K. Merton ist letztlich eine ›Verdichtung‹ der über diesen Zeitraum entstandenen Verhaltensregeln zu einem Satz institutioneller Imperative oder Normen. Das Ethos ist, in seinen Worten, »der gefühlsmäßig abgestimmte Komplex von Werten und Normen, der für den Wissenschaftler als bindend betrachtet wird. Die Normen werden in der Form von Vorschriften, Verboten, Präferenzen und Genehmigungen ausgedrückt. Sie sind im Sinne von institutionellen Werten legitimiert. Diese Imperative, durch Lehre und Beispiel vermittelt und durch Sanktionen verstärkt, werden in unterschiedlichem Maße von Wissenschaftlern internalisiert und prägen somit sein wissenschaftliches Bewußtsein (...) sein Über-Ich« (Merton 1957).

Das Ethos ist (bzw. muß man jetzt sagen: war) nirgendwo kodifiziert, aber es kann, wie Merton sagt, aus dem moralischen Konsens der Wissenschaftler geschlossen werden, der sich in unzähligen Schriften über den Geist der Wissenschaft und in der moralischen Entrüstung über die Verstöße gegen die Normen niederschlägt. In seiner Definition der *institutionellen Imperative* finden sich alle Elemente der sozialen Verhaltenskomplexe wieder, die in Ansätzen im 17. Jahrhundert entstanden und in der Folgezeit weiterentwickelt wurden:

- *Universalismus* ist die »Vorschrift, daß Wahrheitsansprüche unabhängig von ihrem Ursprung *vorgängig gebildeten unpersönlichen Kriterien* unterworfen werden müssen: Übereinstimmung mit Beobachtung und mit bereits bestätigtem Wissen. Die Annahme oder Ablehnung der Ansprüche hängt nicht von personalen oder sozialen Eigenschaften ihrer Protagonisten ab; seine Rasse, Nationalität, Religion, Klassenzugehörigkeit oder persönlichen Qualitäten sind als solche irrelevant«.
- *Kommunismus* bedeutet, daß die »materiellen Ergebnisse der Wissenschaft (...) ein Produkt sozialer Zusammenarbeit (sind) und (...) der Gemeinschaft zugeschrieben« werden. »Der Anspruch des Wissenschaftlers auf sein ›intellektuelles

Eigentum‹ beschränkt sich auf die Anerkennung und Wertschätzung, die (...) in etwa mit der Bedeutung dessen übereinstimmt, was in den allgemeinen Fonds des Wissens eingebracht worden ist.«

- *Uneigennützigkeit* hat weder mit besonderen Motiven der Wissenschaftler noch mit einer besonderen moralischen Integrität zu tun. Sie ist ein »grundlegendes institutionelles Element«, das seine »Grundlage im öffentlichen und überprüfbaren Charakter der Wissenschaft« hat und die Integrität von Wissenschaftlern dadurch begründet, daß in der Konkurrenz zu anderen Verlockungen widerstanden wird, unerlaubte Mittel zum eigenen Vorteil einzusetzen. Die Geltung dieser Norm läßt sich Merton zufolge an dem »fast völligen Fehlen von Betrug in den Annalen der Wissenschaft« (sic!) festmachen.
- *Organisierter Skeptizismus* ist »sowohl ein methodologisches wie auch ein institutionelles Mandat. Die Zurückhaltung des endgültigen Urteils bis ›die Fakten zur Hand sind‹ und die unvoreingenommene Prüfung von Glaubenshaltungen und Überzeugungen aufgrund empirischer und logischer Kriterien...«.

Die Elemente dieses *Ethos* der Wissenschaft sind nicht spitzfindige Erfindungen eines Sozialwissenschaftlers, sondern sie lassen sich als Verdichtungen von Verhaltensmustern rekonstruieren, die sich allmählich herausgebildet und als funktional für die Produktion *gesicherten* Wissens erwiesen haben. Die *Öffentlichkeit* des Wissens, die Publizitätspflicht, die Demonstrierbarkeit von Tatsachenbehauptungen, richten sich ebenso gegen die Magie wie gegen die ungeprüfte Übernahme von Dogmen oder die Behauptung, über Geheimwissen zu verfügen. *Universalität* des Wissens ist ein Prinzip, das u. a. die sozialen Unterschiede und Machtgefälle im Hinblick auf Wissensbehauptungen einebnet: die Trennung der Person, ihrer Motive, Leidenschaften und Interessen, auch ihrer Ehre und ihres sozialen Status, von ihren Wissensbehauptungen. Damit eng verbunden ist das Prinzip der Unvoreingenommenheit bzw. der *Desinteressiertheit*, das die zentrale Voraussetzung der *gemeinschaftlichen* Produktion von Wissen ist und allererst ›*Objektivität*‹ im Sinne eines allgemeinen Konsens konstituiert. Sie ermöglicht auch die Generalisierbarkeit des Vertrauens und dessen Übertragung von Personen auf Institutionen und Verfahren. Desinteressiertheit und Unparteilichkeit etablieren sich zugleich als Gegenwerte zu Vorstellungen von Parteilichkeit und Moralität in der Politik. Die Spannung zwischen beiden Werten schlägt sich nach wie vor in der Gegenüberstellung unparteilicher,



›objektiver‹ Expertise und spezifisch politischer Parteilichkeit und persönlichem Charisma nieder: Politisches Handeln ist demnach inhärent nicht-funktional, nicht-öffentlich und parteilich; die Rolle von Experten in der Politik ist funktional, öffentlich und unparteilich. Tendenziell werden – Kennzeichen der Moderne – auch in der Politik Moralität und Persönlichkeit durch Kompetenz und Fähigkeit ersetzt (Ezrahi 1990).

Das Ethos der Wissenschaft hat, neben der Funktion für die Produktion gesicherten Wissens, eine überragend wichtige Funktion für das Verhältnis der Wissenschaft zur Gesellschaft, d. h. für ihre Legitimität. Die (akademische) Wissenschaft ist die einzige Professionsgruppe, die von der Gesellschaft finanziert wird und sich zugleich so gut wie ausschließlich selbst kontrolliert. Daraus ergibt sich ein besonderer Legitimationsbedarf, der in erster Linie durch das öffentliche Vertrauen in die Mechanismen ihrer Selbstkontrolle gedeckt wird, eben in die Funktionsweise des Ethos. Die verstärkte Aufmerksamkeit für Betrug in der Wissenschaft ist kein Zufall. Die Medien greifen das Thema begierig auf, weil die Verletzung des Vertrauens eine Sensation signalisiert, die Sensation nämlich, daß das letzte Privileg in der Massendemokratie fällt.

Es stellt sich die Frage, ob Mertons Formulierung des wissenschaftlichen Ethos als eine Beschreibung der Spezifik der Institution der akademischen Wissenschaft geeignet ist, die Auswirkungen struktureller Veränderungen der Wissenschaft gleichsam seismographisch zu erfassen. Oder anders gefragt: sind Abweichungen vom Ethos als Störungen jener Mechanismen zu werten, die von Wissenschaftlern sozial gesichertes Wissen gewährleisten, und zwar über die Steuerung des Verhaltens?

Gegenkräfte

Mertons Ethos ist vielfach kritisiert worden, insbesondere mit Verweis darauf, daß sich Wissenschaftler nicht so verhalten, wie es das Ethos ihnen aberlangt, daß es sich bei dem Ethos um die Ideologie der Wissenschaft und nicht um eine adäquate Beschreibung ihrer Funktionsweise handelt. Man wird jedoch kaum die Tragweite und Fruchtbarkeit von Mertons Verdichtung der verstreuten und heterogenen historischen und soziologischen Evidenzen zum ›Ethos‹ begreifen, wenn man konkretes Verhalten von Wissenschaftlern beobachtet, um sodann festzustellen, daß es sich nicht an die ›Normen‹ hält. Merton hat auf derlei Kritik in verschiedener Weise reagiert, so u. a. in einer systematischen Analyse des erheblich verschärften Konkurrenz-

kampfs in der Wissenschaft, in der er auf die Veröffentlichung von James D. Watsons ›Double Helix‹ reagiert. Hier geht er auf die Veränderungen in der Wissenschaft ein und attestiert der Auffassung eine ›gewisse Plausibilität‹, daß sich die Moral der Wissenschaft und das Verhalten der Wissenschaftler in der jüngsten Vergangenheit geändert haben müßten, da alle »grundlegenden demographischen, sozialen, ökonomischen, politischen und organisatorischen Parameter der Wissenschaft dramatisch neue Werte angenommen haben«. Jeder Soziologe, so Merton, würde geneigt sein festzustellen, daß es unter diesen veränderten Bedingungen ein neues Ethos der Wissenschaft, einen neuen Satz von Werten und institutionell geprägten Motiven geben müsse. Er führte (vor fünfundzwanzig Jahren!) die inzwischen allseits beschworenen Phänomene an: die frühe Veröffentlichung von Ergebnissen und Modellen, bevor die Theorie bestätigt ist, auf Kosten von vorsichtigeren Konkurrenten; die intensivierte Rivalität aufgrund erhöhter Spezialisierung und den damit scheinbar einhergehenden Zynismus; die Amoralität und die Desillusionierung der Wissenschaftler. Aber, so fragt Merton, ist die intensive Konkurrenz um Entdeckung wirklich in signifikanter Weise spezifisch für die neue Ära der Wissenschaft? Seine Antwort: Behauptungen dieser Art fehlt die historische Perspektive, andernfalls würden sie die Parallelen zu früheren Episoden sehen. An der Sorge um frühe Veröffentlichung zur Sicherung der Priorität habe sich nichts geändert. Die öffentliche Diskussion um Watsons Buch verweise vielmehr auf ein ›instruktives Paradoxon‹: die Aufmerksamkeit für die im Vergleich zu den entsprechenden Auseinandersetzungen zwischen den Wissenschaftlern des 17. Jahrhunderts moderate Darstellung des Prioritätenkampfes sei vielmehr ein Beleg für die ›anspruchsvollere‹ öffentliche Geltung und die eher stärkere Verbindlichkeit des Ethos. In der Diskussion selbst sieht er die Bestätigung und nicht etwa die Widerlegung der in die Institution der Wissenschaft eingebauten Ambivalenz, die Sorge, daß ein Übermaß an externen Belohnungen – Ruhm, Geld, Position – das ursprüngliche Motiv, die Erweiterung des Wissens, ersetzen kann.

Merton hatte seine Formulierung des wissenschaftlichen Ethos unter dem Eindruck der faschistischen und totalitären Bedrohung der Wissenschaft verfaßt. Diese Bedrohung hat sich in der Rückschau als nicht so dramatisch herausgestellt, wie er sie interpretiert hat. Es fragt sich ohnehin, ob die systematischen Ursachen der Krise, wenn es sich denn um eine solche handelt, *außerhalb* der Wissen-

Es fragt sich ohnehin, ob die systematischen Ursachen der Krise, wenn es sich denn um eine solche handelt, außerhalb der Wissenschaft zu suchen sind oder innerhalb der Wissenschaft von ihr selbst erzeugt werden.



schaft zu suchen sind oder *innerhalb* der Wissenschaft von ihr selbst erzeugt werden.

Beobachter, die einen inneren Zusammenhang zwischen den liberal-demokratischen Werten und dem wissenschaftlichen Ethos sehen und sie dem Kernbestand der ›kulturellen Normen‹ zurechnen, sehen die Krisensymptome in der Relativierung der Wissenschaft und ihres Ethos, die ihren Anfang in den frühen 60er Jahren hatte. Inzwischen erleben wir diese Epoche als *Postmoderne*. Um den eingetretenen Wertewandel zu charakterisieren, läßt sich das Ethos der Wissenschaft mit den Werten der ›Gegenkultur‹ kontrastieren: Persönlichkeit (personality), Authentizität und Kreativität ohne Standards. Ezrahi verweist zu Recht auf die Ironie, daß die so bekämpfte Wissenschaft einstmals die Menschen von der Autorität der Vergangenheit, der Autorität des Transzendentalen und der Autorität des Dogmas befreien sollte. Der Radikalismus der 60er Jahre hat seinen Niederschlag in Schriften gefunden, deren kumulativer Effekt darin bestand, den Verdacht zu nähren, daß sich die tatsächliche Praxis der Wissenschaft weit von ihrem Ethos entfernt habe. Die Wissenschaftskritik dieser Zeit hatte vor allem auch eine epistemologische Implikation: an die Stelle der bis dahin vorherrschenden Überzeugung, daß die Wissenschaft ein von universalistischen Normen geprägtes Unternehmen sei, das objektives Wissen durch die Abstraktion von Personen erzeuge, ist die Individualisierung der Erkenntnis und der Wahrnehmung der ›Realität‹ getreten (Ezrahi).

Während also die Auswirkungen des gesellschaftlichen Wertewandels auf das Ethos der Wissenschaft benannt sind, richtet sich eine andere Analyse auf die Folgen dieser Entwicklung innerhalb der Wissenschaft selbst. Ihr zufolge sind die Gründe in der Ausbreitung der *Postmoderne* als Ideologie der Intellektuellen zu sehen. Sie manifestiert sich in der Praxis der Wissensproduktion, die laut Forman durch drei zentrale Merkmale bestimmt wird:

1. Die *Überproduktion* aller kulturellen Güter, aber insbesondere *des Wissens*. Postmodernismus, verstanden als eine Bekräftigung des Pluralismus und einer Pluralität von Wertestandards, ist die ideologische Reaktion auf die Überproduktion. Hier handelt es sich um die bekannten Diagnosen der für Wissenschaftler abnehmenden Wahrscheinlichkeit, in der Flut der Publikationen überhaupt wahrgenommen zu werden.
2. Damit geht eine *Instrumentalisierung des Wissens* einher, die sich in einer qualitativen Transformation äußert: Tech-

nische Mittel werden zu Zielen, wissenschaftliche Praxis wird von Instrumenten dominiert, der abstrakte Theoretiker wird aus dem wissenschaftlichen Rampenlicht herausgedrängt. Die Wertschätzung *reiner* Forschung gilt nicht mehr. Es herrscht ein »Ethos der Produktion als Zweck an sich« (Forman 1997).

Das Ethos des Instrumentalismus ›der Zweck heiligt die Mittel‹ hatte auch »erhebliche Auswirkung auf unser Theoretisieren über die Natur wissenschaftlichen Wissens«, schreibt Forman. Im Zentrum steht hier die Abkehr von einem desinteressierten, einheitlichen Positivismus zugunsten einer Ansicht wissenschaftlichen Wissens als *konstruiert*, wie sie in der Rezeption von Thomas Kuhns »Struktur wissenschaftlicher Revolutionen« erscheint. Kuhns These der *Inkommensurabilität*, eine Art philosophische Widerspiegelung des Instrumentalismus, hat die Gleichrangigkeit (weil unvergleichbar) alternativer, konkurrierender wissenschaftlicher Theorien legitimiert. Die behauptete Inkommensurabilität liefert zugleich die (strategische) Entschuldigung dafür, daß angesichts der Überproduktion der wissenschaftlichen Literatur ihr größter Teil ignoriert wird.

3. Die relative Beliebigkeit bzw. Unverbundenheit inkommensurabler Wissensbestände ist die Grundlage für eine affirmative Vorstellung von *Wissen als ›interessengebunden‹* (›bound‹ und ›interested‹), die im krassen Gegensatz zu der klassischen und der modernen Wissenschaftskonzeption steht. Forman sieht das wichtigste Unterscheidungskriterium zwischen postmoderner und moderner Wissenschaft darin, daß die postmoderne Wissenschaft dann beginnt, wenn die Produktion interessengebundenen Wissens vorbehaltlos akzeptiert wird. Äußere Anzeichen sind die Interessenbindung der Wissensproduktion an Kapital besitzende Institutionen und die zunehmende Akzeptanz von Geheimhaltung. Die verbreitete Beschäftigung mit Risiko hängt indirekt mit dieser Entwicklung zusammen. Die Abhängigkeit von Institutionen und Experten, die in modernen und postmodernen Gesellschaften unentrinnbar ist, wird dann problematisch, wenn die Gründe für das Vertrauen in die Wissenschaftler erodieren. Genau diese Erosion des Vertrauens schreitet in dem Maß voran, in dem offenkundig wird, daß die individuellen Experten und die Institutionen, von deren Wissensproduktion und -anwendung die postmoderne Gesellschaft abhängt, an Interessen gebunden sind.

Formans Diagnose läßt sich dahingehend zuspitzen, daß die Heraufkunft des ›Postmodernism‹ die kulturelle

Widerspiegelung einer fundamentalen Veränderung der Ressourcenbasis der Wissenschaft signalisiert: von der staatlichen (oder philanthropischen) dauerhaften und ohne direkte Bindung an erwartete Produkte erfolgenden Finanzierung zur kurzfristigen, direkt an Aufträge gebundenen Finanzierung. Die Wissenschaft wird zunehmend über den Markt gesteuert, den Markt für verwertbares Wissen. Der Markt verkörpert die moderne Form der Demokratisierung, die Nachfrage nach Wissen, gleich durch wen. Die Massendemokratie ist in diesem Sinn eine Wissensgesellschaft.

Diese tendenzielle Umstellung der Finanzierung der Forschung vom Staat auf den Markt hat voraussichtlich sowohl für die Erkenntnisweise als auch für das Verhalten der Wissenschaftler tiefgreifende Folgen. Die ›bisherige‹ Ressourcenzuwendung ohne Bedingungen an die Grundlagenforschung verband sich mit der Vorstellung von Autonomie der Wissenschaft und der aus ihr resultierenden Eigendynamik. Die Autonomie des einzelnen Forschers, seinen Interessen nachzugehen, konstituierte die *theoriegeleitete* Wissensentwicklung.

Ethos ohne Zukunft?

Dieser Typus der Forschung macht einem anderen Platz. Die Wissensproduktion wird (der Tendenz nach!) nicht mehr durch den kollektiven Kommunikationsprozeß autonom, an der Entdeckung von Naturgesetzen und der Entwicklung von Grundlagentheorien orientierter Forscher gesteuert, sondern durch die an unterschiedlichen Stellen in der Gesellschaft auftretende Nachfrage nach speziellem, zumeist für pragmatische Aufgaben und Probleme relevant erscheinendem Wissen. Daraus ergibt sich eine Bindung an andere als akademische Interessen, d.h. eine Abkehr von der Orientierung an Theorieentwicklung und deren langfristiger Steuerungswirkung. Daraus ergeben sich (wahrscheinlich) auch Folgen für die Vorstellungen von gesichertem, universalem ›wahren‹ Wissen: An dessen Stelle erhält situativ pragmatisches Wissen den Vorrang, dessen Bewahrung aufgabenspezifisch, lokal und zeitlich gebunden erfolgt. Und schließlich werden sich möglicherweise Folgen für das Ethos der Wissenschaft ergeben, so u. a. die Verbreitung des von Forman genannten Instrumentalismus, die mit der Interessenbindung verknüpfte strategische Geheimhaltung und wohl auch ein gewisser Zynismus im Umgang mit Konkurrenten.

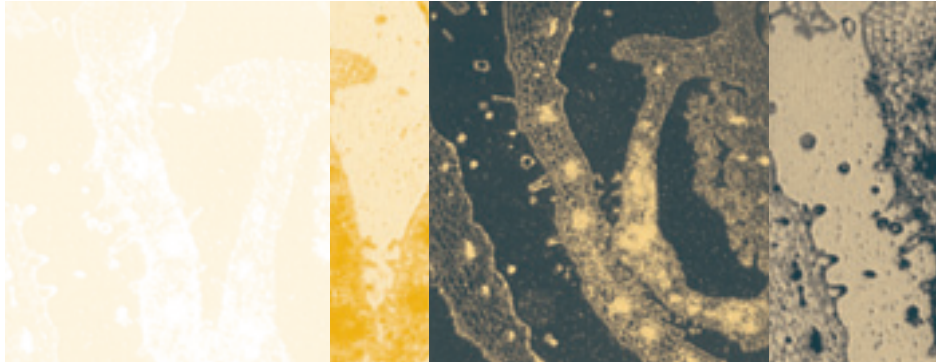
Die erwähnten Entwicklungen tangieren also sehr wahrscheinlich die zentralen Elemente des Ethos der Wissenschaft. Damit würden seine zentralen Funktionen, die der sich weitgehend selbst steuernden Wissensproduktion und die Selbstlegitimation gegenüber der Gesellschaft, außer Kraft gesetzt. Ob damit die entscheidenden Faktoren benannt sind, die eine Krise der Wissenschaft und die für sie symptomatische Beschwörung des Ethos bewirken,

kann nur vermutet werden und wird sich erst über einen längeren Zeitraum erweisen. Behauptungen fundamentaler Veränderungen dieses Systems unterliegen einer schweren Beweislast angesichts einer über dreihundert Jahre währenden Entwicklung der sozialen Mechanismen, die die Grundlage der Produktion gesicherten Wissens im modernen Verständnis geliefert haben. Die Schwierigkeit besteht darin, Oberflächenphänomene und kurzfristige Erscheinungen von nachhaltigen und grundsätzlichen Veränderungen zu unterscheiden, die die sozialen Formen der Erkenntnis und ihrer Absicherung, d.h. die Möglichkeiten *zu wissen*, betreffen.

Der spektakuläre Betrugsfall des Krebsforschers und Hämatologen Herrmann und seiner Mitarbeiterin Marion Brach, der die Formulierung der Verhaltenskodices zu allererst veranlaßt hat, reicht für sich allein genommen noch nicht, um als Beleg solcher fundamentalen Veränderungen zu dienen. Mehr als der Fall selbst signalisieren die Reaktionen, der Rekurs auf das Ethos und seine öffentliche Proklamation, die seitens der zentralen Wissenschaftsorganisationen wahrgenommene Bedrohung durch die Erosion des gesellschaftlichen Vertrauens in die Selbstkontrollen des Systems. Ist dieses Vertrauen erst einmal nachhaltig erschüttert, werden die Kontrollen externalisiert, das heißt – wie in den USA und Dänemark bereits geschehen – auf außerwissenschaftliche Organe verlagert. Diese werden, paradoxerweise, dem öffentlichen Kontrollbedürfnis Genüge tun, obgleich sie der Komplexität der Kontrollaufgabe sicher weniger gerecht werden können als die bislang geltenden internen Mechanismen. Für die Wissenschaft wird es dann jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach zu spät sein, die Ursachen der Fehlfunktionen dieser Mechanismen zu reflektieren und gegebenenfalls zu beseitigen. Sie wird nicht mehr dieselbe sein.

- Literatur:
 Ezrahi, Y.: Authority, Democracy and Science, Transactions New York Academy of Sciences, 1980
 Ezrahi, Y.: The Decent of Icarus, Science and the Transformation of Contemporary Society, Cambridge 1990
 Forman, P.: Recent Science: Late-Modern and Post-Modern, in: Söderquist, T. (Hrsg.), The Historiography of Contemporary Science and Technology, Amsterdam 1997
 Merton, R. K.: Wissenschaft und demokratische Sozialstruktur, in: P. Weingart, Hrsg., Wissenschaftssoziologie 1. Wissenschaftliche Entwicklung als sozialer Prozeß, Frankfurt, 1972
 Merton, R. K.: Behavior Patterns of Scientists, in: ders., The Sociology of Science. Theoretical and Empirical Investigations, Hrsg. Storer, N., Chicago, London 1973

Die Erosion des Vertrauens in die Wissenschaftler schreitet in dem Maß voran, in dem offenkundig wird, daß die individuellen Experten und die Institutionen, von deren Wissensproduktion (...) die postmoderne Gesellschaft abhängt, an Interessen gebunden sind.



Ulrike Beisiegel

Erfahrungen in der Wahrheitskommission

Nach dem Bekanntwerden des bislang schwersten Falles von Betrug in der Wissenschaft in Deutschland hatte das Präsidium der größten deutschen Wissenschaftsorganisation (DFG), die aus internationalen Wissenschaftlern zusammengesetzte Kommission eingesetzt. Sie sollte den Ursachen von Unredlichkeiten im Wissenschaftssystem nachgehen, präventive Maßnahmen diskutieren und bestehende Mechanismen zur wissenschaftlichen Selbstkontrolle hinterfragen. Auf der Basis im Ausland bekanntgewordener Fälle von Betrug in der Wissenschaft und nach Kenntnis der Strategien anderer Länder sollte diskutiert werden, welcher Weg in unserem Land zur Vermeidung solcher Fälschungsfälle gegangen werden könnte.

Vorbemerkung

Ich habe als Biochemikerin, mit dem Arbeitsbereich Klinische Forschung, in der DFG Kommission mitgearbeitet. Ich habe diese Aufgabe gerne und mit besonderem Engagement übernommen, da ich in meiner eigenen Karriere bereits auf Unredlichkeiten in der Forschung gestoßen bin. Es erschien mir bereits seit langem eine wichtige Aufgabe, solche Empfehlungen zu erarbeiten.

Das Kernproblem der gesamten Diskussion über das Thema Forschungsfälschung lautet: sind Fälschungsfälle seltene Ausnahmen, oder sehen wir die Spitze eines Eisberges? Die Frage ist eng verknüpft mit der Definition: was ist Forschungsfälschung? Diese beiden Probleme waren auch zentrale Punkte der Diskussion in der Kommission. Ein Ergebnis dieser Diskussion ist die Wahl des Wortes »Unredlichkeit« statt »Fälschung«.

Um meine Position und meinen Bericht verständlich zu machen, möchte ich die Problematik der Definition von Unredlichkeit anhand von Beispielen aus dem Bereich der Biowissenschaft erläutern.

Beispiel 1: Das Blut eines Patienten soll vor und nach der Gabe einer neuen Substanz untersucht werden. Im Druck des Stationsalltags hat ein junger Arzt vergessen, die Röhrchen mit »vor« bzw. »nach« Gabe der Substanz zu beschriften. Die Proben kommen ins Labor, und auf Nachfrage, welches Röhrchen denn nach der Verabreichung der Substanz gefüllt worden war, ist die schnelle Antwort: das sieht man doch an den Werten! Ist es »redlich«, diese Proben jetzt zu messen und dann zu sagen, da der Wert x nach der Gabe höher sein soll, wird das Röhrchen mit dem höheren Wert das Blut nach Gabe der Substanz sein? Ich

meine, das ist unredlich, denn die Untersuchung wird ja durchgeführt, um herauszufinden, ob die Substanz wirklich bei allen Patienten den Wert x erhöht. Ich habe viele Situationen im Alltag der klinischen Forschung erlebt, in denen solche Unregelmäßigkeiten toleriert und in der Forschung verwertet wurden.

Beispiel 2: Die 2. Wiederholung einer Proteincharakterisierung zeigt in der Gelelektrophorese die erwartete Bande nicht mehr. Erst nach einer extrem langen Belichtung sieht man eine schwache Färbung, die man mit gutem Willen als Bande in gleicher Position werten kann. Da die ersten beiden Gele bereits für andere Zwecke verwandt wurden und daher nicht mehr für die Publikation genutzt werden können, wird die erwartete Bande mit dem Computer verstärkt. Es gab ja zwei Gele, die das »richtige« Ergebnis zeigten. Ist ein solches Vorgehen »redlich«? Ich meine, es ist unredlich, denn das Experiment ist offensichtlich nicht so reproduzierbar, wie man es sich erhoffte, und es müßten weitere Experimente gemacht werden, die die ersten beiden Ergebnisse bestätigen. In vielen Arbeitsgruppen ist heute jedoch der Druck auf die jungen Mitarbeiter so groß, daß sie diese Zeit zur sorgfältigen Reproduktion der Ergebnisse nicht bekommen. Die Daten werden deshalb ohne die notwendigen Kontrollen herausgegeben.

Als drittes Beispiel vielleicht eines, das nicht nur die Naturwissenschaften betrifft: Eine neue Idee soll publiziert werden. Beim Schreiben des Manuskriptes fällt auf, daß genau die gleiche Idee bereits im letzten Jahr von einem Kollegen veröffentlicht wurde. In der Hoffnung, daß die Gutachter, die das Manuskript lesen, diese Arbeit noch nicht kennen, wird die Publikation aus dem letzten Jahr nicht zitiert. Wenn die Gutachter es nicht merken, geht die

Idee noch einmal als »neu« heraus. Ist das ein redliches Vorgehen? Ich meine nein, denn das Manuskript könnte, in Kenntnis der bereits publizierten Idee als Bestätigung oder Erweiterung des bereits Beschriebenen verstanden und trotzdem sinnvoll publiziert werden. Und wie oft fehlen relevante Zitate.

Die Beispiele zeigen, wie nah Unregelmäßigkeiten und Unredlichkeiten beieinanderliegen und wie leicht die Grenzen verschwimmen können. Das Überschreiten der Grenze zur Unredlichkeit ist sicher in den meisten Fällen unbewußt und es ist ebenso sicher in vielen Fällen nicht nachweisbar und nicht aufklärbar. Nur durch eine offene Arbeitsatmosphäre und einen von den Arbeitsgruppenleitern initiierten Austausch der Daten innerhalb der Gruppe können solche »Alltagsfälle« verhindert werden.

Wie hat die Kommission gearbeitet?

Zur Vorbereitung wurde den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in der Kommission Material über das Umgehen mit Fälschungen in anderen Ländern zur Verfügung gestellt. Beim ersten Treffen stellte der Vorsitzende der Kommission und Präsident der DFG, Prof. Frühwald, den Mitgliedern den aktuellen Fälschungsfall im Zusammenhang dar, und wir haben unsere Meinungen dazu ausgetauscht. Bereits dabei wurden unterschiedliche Positionen zu der Frage »Einzelfall« oder »Spitze des Eisberges« klar. Es wurde sehr konstruktiv diskutiert, unsere unterschiedlichen Positionen hatten viel mit den unterschiedlichen Wissenschaftskulturen in den verschiedenen Fachrichtungen und mit unterschiedlichen persönlichen Erfahrungen zu tun. In der Physik, so kommentierte ein Kollege, reicht eine gute Publikation oder weniger pro Jahr, um eine Spitzenposition zu bekommen. In der Medizin dagegen hört man immer wieder, daß Klinikchefs von ihren Mitarbeitern bis zu zwölf Publikationen im Jahr verlangen – wie kann man wohl pro Monat ein gutes Manuskript erstellen? Es gibt die unterschiedlichsten persönlichen Erfahrungen. Haben manche wirklich besonders viele schlechte Erfahrungen gemacht, oder hängen die Unterschiede auch damit zusammen, daß manche Professoren engen Kontakt zu den jüngeren Mitarbeitern haben und als Vertrauensperson angesehen werden, der man Probleme erzählt, während andere durch ihre Position und viele wichtige Verpflichtungen weit von der Gruppe entfernt sind, so daß sie Unregelmäßigkeiten oder Unredlichkeiten gar nicht erkennen können und ihnen auch nicht davon berichtet wird?

Grundsätzlich wurde in der Kommission Einigkeit erzielt, daß es Selbstkontrolle geben muß und diese durch eine Denkschrift initiiert werden soll und daß keine staatliche Kontrollinstanz geschaffen werden sollte. Auf dieser Basis wurde ein Arbeitspapier von Mitarbeitern der DFG erstellt, das dann von jedem Mitglied der Kommission durchgearbeitet und abschließend ausführlich diskutiert

wurde. Die Mitglieder der Kommission haben in dieser Diskussion sehr um Formulierungen gerungen, und jede/r mußte Kompromisse eingehen, um ein gemeinsames Papier fertigstellen zu können. Die Arbeit mit allen Kolleginnen und Kollegen, insbesondere auch mit den Vertretern der DFG in der Kommission war extrem spannend und kontrollvers, aber am Ende sehr konstruktiv und angenehm.

Gab es Tabus?

Viele kritische Kolleginnen und Kollegen sagen, eine solche Kommission ist doch gesteuert, da kann man doch nicht wirklich seine Meinung einbringen oder gar durchsetzen. Vielleicht ist das manchmal wahr, aber meine Erfahrung in dieser Kommission, und nur auf die kann ich hier zurückgreifen, war, wie oben angedeutet, sehr positiv. Es wurden alle Dinge besprochen, die ernsthaft eingebracht wurden. Die Themen konzentrierten sich natürlich auf die Frage nach der Redlichkeit in der Wissenschaft.

Ein Thema wurde in der Kommission nicht behandelt – nicht weil es ein Tabu war, sondern weil die Frage hier nicht gestellt war: die Frage nach der Verantwortung des Wissenschaftlers für die gesellschaftliche Relevanz seiner Forschungsergebnisse. Ich würde gerne in Zukunft eine DFG-Kommission sehen, die sich mit diesem Thema beschäftigt, aber es hat mit der Redlichkeit in der Forschung nichts zu tun. Wissenschaftliche Ergebnisse, aus denen gesellschaftspolitische Probleme entstehen können – etwa Schäden für die Umwelt oder die Herstellung von Massenvernichtungswaffen –, sind sicher sehr kritisch zu beurteilen und zum Teil auch moralisch zu verurteilen, aber sie sind nicht unredlich in ihrer wissenschaftlichen Korrektheit. Eine solche klare Trennung ist zunächst wichtig. Es bleibt aber die Forderung, daß ein bewußter Wissenschaftler nicht nur redlich arbeitet, sondern seine Arbeit auch in gesellschaftliche Zusammenhänge einordnen und Verantwortung für die Folgen seiner Arbeit übernehmen sollte.

Warum häufen sich Fälle in den Biowissenschaften?

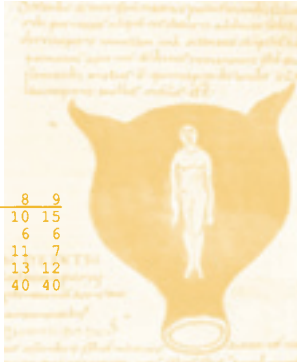
Da die meisten international bekanntgewordenen Fälle von wissenschaftlichem Fehlverhalten und Fälschungen aus dem Bereich der Biowissenschaften kamen, wurde immer wieder die Frage nach der speziellen Ursache in diesem Wissenschaftsbereich gestellt.

Die Biowissenschaft hat gegenüber der Physik und der Chemie wenig »Geschichte«. Aus technischen Entwicklungen im Bereich der Chemie und Biologie haben sich sehr schnell die Biochemie und Molekularbiologie entwickelt, also die »Biowissenschaften«, die vor allem in der Medizin zur Aufklärung von Krankheitsursachen eingesetzt werden können. Durch den extrem schnellen Fortschritt in der Technikentwicklung war die Validierung der Methoden und eine kritische Evaluierung ihrer Anwendungsbereiche nicht möglich. »Jeder« setzte die technisch relativ einfachen

POU_s

| | | | | | | | | | | | | | | | |
|-------|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|
| | -6 | -5 | -4 | -3 | -2 | -1 | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 |
| A | 13 | 10 | 3 | 33 | 36 | 2 | 44 | 0 | 0 | 0 | 33 | 12 | 11 | 10 | 15 |
| G | 7 | 8 | 28 | 4 | 2 | 0 | 0 | 0 | 23 | 0 | 5 | 6 | 11 | 6 | 6 |
| C | 9 | 4 | 5 | 5 | 2 | 1 | 0 | 1 | 1 | 43 | 3 | 10 | 7 | 11 | 7 |
| T | 4 | 14 | 5 | 2 | 4 | 41 | 0 | 43 | 20 | 1 | 3 | 13 | 11 | 13 | 12 |
| total | 33 | 36 | 41 | 44 | 44 | 44 | 44 | 44 | 44 | 44 | 44 | 41 | 40 | 40 | 40 |

consensus g A A T A T G C A



neuen molekularbiologischen Methoden ein, ohne jedoch die Ergebnisse ausreichend kritisch bewerten zu können. Daneben ermöglichte die faszinierende Entwicklung der Computerprogramme die Auswertung von großen Datenmengen, ohne die Möglichkeit zur individuellen Prüfung der Daten. Die Relevanz der Daten, vor allem in der Interaktion mit anderen Parametern, konnte vom Anwender nicht mehr erfaßt werden. »Publish or perish« – große Labors nutzten die Techniken zu schneller Datenproduktion, und um mithalten zu können, wurden kleinere Gruppen einfach überfordert, es wurden ohne die notwendige sorgfältige Überprüfung Daten publiziert.

Ein zweiter Punkt, der die Biowissenschaften von anderen Wissenschaften unterscheidet, ist, daß hier immer mit biologischem Material gearbeitet wird. Das heißt, kein Experiment ist wirklich exakt unter den gleichen Bedingungen wiederholbar. Zellkulturen sind sensibel und abhängig von vielen Umwelteinflüssen. Tiere, auch aus Inzuchtstämmen, sind nie identisch, und Patienten sind Individuen, die man nur sehr begrenzt vergleichen kann. Die Daten eines jeden Patienten sind entsprechend individuell, und die Zellkultur in einem Labor ist nicht notwendigerweise mit der in anderen Labors zu vergleichen. Als Konsequenz wird zur Validierung einer Aussage eine große Anzahl von Versuchen benötigt. Dies ist besonders schwierig, da das Material meistens begrenzt ist, nur langsam nachwächst oder der Patient inzwischen gesund oder gestorben ist. All dies macht eine Wiederholung unter exakt den gleichen Bedingungen schwer, und es ist verständlich, daß unter dem Druck zu publizieren auch Ergebnisse mit nur einer Wiederholung publiziert werden. Interessante und wichtige Einzeldaten, die nicht verallgemeinert werden können, oder nicht reproduzierbare Befunde ohne wissenschaftliche Relevanz erfordern eine Gratwanderung, die besonders die Biowissenschaften betrifft.

Ein dritter wichtiger Punkt ist der Umstand, daß die Biowissenschaften überwiegend in der Medizin angesiedelt sind, in der es eine völlig andere Wissenschaftskultur gibt als in den Naturwissenschaften. Die Medizin ist ein qualitativ hochwertiger Dienstleistungsbetrieb, von dem der Patient sich Heilung erhofft, also eine hohe Erwartungshaltung besteht. Der Arzt an den Universitäten soll aber heilen, lehren und forschen. Dabei gibt es zwei wichtige Probleme: 1. Der Arzt hat nicht ausreichend Zeit für diese Dreifachbelastung. 2. Der Arzt bekommt in seiner medizinischen Ausbildung nicht die Grundlage für wissenschaftliches Arbeiten vermittelt. Er muß sich dies nebenbei erarbeiten. Ohne diese beiden Probleme zu berücksichtigen, fordern Medizinische Fakultäten, daß alle Kolleginnen und Kollegen ihre Promotion möglichst mit grundlagenwissenschaftlichen Themen machen und daß Habilitationen nicht auf der Basis hervorragender klinischer Arbeiten vergeben, sondern auch mit molekularbiologischen oder biochemi-

schen Arbeiten erstellt werden müssen. Das führt dazu, daß engagiertes, aber nicht ausreichend ausgebildetes technisches Personal oder Doktoranden Experimente durchführen, die weder sie selbst noch der entsprechende Arbeitsgruppenleiter kritisch evaluieren können. Unregelmäßigkeiten können gar nicht entdeckt werden, und durch Zeitdruck und Mangel an Material kann es leicht zu Unredlichkeiten kommen. Die Schuldfrage ist dann sehr schwierig. Ich meine, die Hauptschuld liegt in dem System und damit bei uns allen, die wir es nicht schaffen, das System zu verändern.

Diese drei Punkte halte ich nach 15-jähriger Tätigkeit als Naturwissenschaftlerin in der Klinik für die wichtigsten Ursachen, daß es gerade in den Biowissenschaften so viele Fälle von schlechter wissenschaftlicher Praxis gibt.

Schaffen wir durch Selbstkontrolle die Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis?

Auf der Pressekonferenz, die die DFG zu der Denkschrift abhielt, wurde ich immer wieder gefragt, ob denn wirklich durch Selbstkontrolle etwas erreicht werden könnte. Mit meinen Gedanken zu dieser Frage möchte ich abschließen:

Bedenkt man, daß es sich bei Wissenschaftlern und Professoren um die Elite unserer Gesellschaft handelt, muß man einfach davon ausgehen, daß eine Selbstkontrolle der Wissenschaft möglich ist. Die wichtigsten Selbstverwaltungsorgane, wie die DFG, geben durch das Gutachtersystem und die Gremien die strukturelle Möglichkeit der gegenseitigen Kontrolle. Wir Wissenschaftler müssen die »ehrenamtlichen« Tätigkeiten in dieser Selbstverwaltung der Wissenschaft aber auch »ehrenhaft« ausführen. Forschung ist die Suche nach Wahrheit, und wenn die Professoren und Wissenschaftler nicht ausreichend intellektuelle Rechtfähigkeit aufweisen, um langfristig gute wissenschaftliche Praxis in unserem Land zu erhalten, dann können auch keine staatlichen Kontrollinstanzen die Wissenschaft retten.

Die eingangs gestellte Frage »Einzelfall« oder »Eisberg« möchte ich aufgrund meiner Erfahrung ganz klar mit »Spitze des Eisbergs« beantworten. Allerdings glaube ich, daß der Eisberg schmelzen kann, wenn alle Wissenschaftler die in dieser Denkschrift zusammengefaßten grundlegenden Empfehlungen befolgen.

Stefanie
Stegemann-Boehl

EX COMMISSIONE SALUS

Kommissionen haben beachtlichen Einfluß bei der Ahndung von wissenschaftlichem Fehlverhalten. Sie ermitteln den Sachverhalt und entscheiden, ob wissenschaftliches Fehlverhalten vorliegt oder nicht. In Deutschland verhängen sie keine eigenen Sanktionen. Ähnlich wie bei Ethik-Kommissionen ist aber davon auszugehen, daß ihre Voten eine starke faktische Durchschlagskraft erzielen und eventuelle behördliche oder gerichtliche Verfahren beeinflussen werden.

Über die Einschätzung der Kommissionen zur Aufklärung von Fehlverhaltensvorwürfen herrscht Uneinigkeit. Einige sehen in ihnen ein Symbol für eine Übernormierung und Juridifizierung des Forschungsbetriebs. Sie befürchten, daß die grundgesetzlich garantierte Freiheit von Wissenschaft und Forschung beeinträchtigt und die Wissenschaft in einem Übermaß an Regularien »erstickt« wird. Manche warnen davor, daß die Kommissionen mißbraucht werden könnten, um den »main-stream« in der Wissenschaft zu sichern und dabei Querdenker oder Visionäre auszuschalten. Andere haben größere Bedenken, wenn Wissenschaftler Problemfälle »unter sich« ausmachen. Sie halten das ausgeprägte Bedürfnis der »scientific community«, Außenstehenden den Einblick zu verwehren und das Bild einer Wissenschaftlergemeinschaft ohne Schuld und Tadel zu malen, für übertrieben und schädlich.

Ist Mißtrauen angebracht, oder sind Spezialverfahren zum Umgang mit Fehlverhaltensvorwürfen und der Einsatz von Kommissionen von Nutzen für die Wissenschaft? Ich möchte in drei Schritten zu sieben Thesen hinführen.

Erster Schritt: Wissenschaft ist nicht abgeschottet von Gesellschaft und Staat

Niemand bestreitet, daß einem Fehlverhaltensverdacht nachgegangen werden muß. Die Frage ist nur, wie dies zu geschehen hat. Ist das Fehlverhalten von Forschern ein »rein internes« Problem von einzelnen, die als Mitarbeiter eines Forschungsteams, Geschädigte, Arbeitgeber, Gutachter oder Herausgeber einer Fachzeitschrift mit betrügerischem Verhalten von Kollegen konfrontiert werden? Oder sind auch Interessen Dritter oder allgemeine Interessen betroffen, die bei »rein internen« Lösungen nicht gewahrt werden?

Die Gemeinschaft der Wissenschaftler ist ein soziales System mit eigenem Ehrenkodex und eigenen Wertmaß-

stäben. Außerwissenschaftliche Kriterien spielen eine untergeordnete Rolle. Nur ein Forscher, der sich an bestimmten Grundsätzen wissenschaftlicher Methodik orientiert und bestimmte Verhaltensregeln einhält, wird von den anderen Forschern anerkannt. Die Konzentration auf innerwissenschaftliche Wertmaßstäbe kann leicht den Blick der Wissenschaftler darauf verstellen, daß Wissenschaft nicht im rechts- und staatsfreien Raum und ohne Bezug zum Rest der Gesellschaft stattfindet. Zum einen schützt und fördert der Staat wissenschaftliche Leistung, indem er zum Beispiel Universitäten und andere Forschungseinrichtungen finanziert, Forscher besoldet und Mittel für die Projektförderung zur Verfügung stellt. Zum anderen können sich manche wissenschaftlichen Ergebnisse auch unmittelbar auf die Allgemeinheit auswirken und gefälschte Forschungsergebnisse so gegebenenfalls zu medizinischen und politischen Fehlentscheidungen führen:

- In den 50er und 60er Jahren bewies der englische Zwillingsforscher Burt anhand von Studien an dreiundfünfzig eineiigen Zwillingen, die getrennt aufgewachsen waren, daß Intelligenz erblich sei. Seine Ideen beeinflussten das Erziehungssystem sowohl in England als auch in den USA. 1979 stellte sich heraus, daß Burt nur die Daten von fünfzehn Paaren gesammelt und die Daten der restlichen achtunddreißig erfunden hatte.
- Anfang der achtziger Jahre setzte in den USA der Psychologe Breuning, entgegen der bis dahin üblichen Praxis, die Behandlung geistig behinderter Kinder mit aufputschenden Psychopharmaka durch, nachdem seine zahlreichen Studien deren günstige Wirkung bewiesen hatten. Später stellte sich heraus, daß er in großem Umfang Versuchspersonen und -daten erfunden hatte und daß seine Ergebnisse wertlos waren.
- Im November 1993 wurden in Baden-Württemberg überhöhte Benzolwerte in der Luft gemessen. Als Gegen-





maßnahme wurden verkehrsberuhigende Maßnahmen ins Auge gefaßt. Im Februar 1995 stellte sich heraus, daß der Benzol-Alarm auf falschen Zahlen beruhte. Der zuständige Laboratoriumsleiter soll die gemessenen Werte um dreißig Prozent erhöht haben, um die Ergebnisse seiner laufenden Doktorarbeit in einem besseren Licht erscheinen zu lassen.

- Nach Presseberichten aus dem Jahr 1994 soll eine im Jahr 1985 veröffentlichte amerikanische Studie, deren Ergebnisse die Behandlung von Brustkrebs überall auf der Welt stark beeinflußt hat, unter anderem auf manipulierten Daten des kanadischen Forschers Roger Poisson basieren. Obwohl Koordinator und Geldgeber der Studie beteuern, daß die unkorrekten Daten nicht zu falschen Therapieempfehlungen geführt hätten, sind dennoch Patientinnen, die sich für eine lokale Entfernung von Tumorgewebe statt für eine Amputation entschieden hatten, stark beunruhigt.

- Wie kürzlich der Presse zu entnehmen war, wurde der britische Wissenschaftler Arpad Puztai, der mit seiner Studie über Gesundheitsschäden bei Ratten durch genetisch veränderte Kartoffeln Aufsehen erregt hatte, im August dieses Jahres vom Dienst suspendiert. Ein Sprecher des Rowett-Instituts in Aberdeen erklärte, Puztai sei wegen des enormen Interesses der Öffentlichkeit an den Experimenten unter großen Druck geraten und habe möglicherweise »ein Durcheinander angerichtet«. Zudem habe er Daten falsch interpretiert und das Institut hinters Licht geführt.

Schon diese wenigen Beispiele verdeutlichen, daß es angesichts der bei Wissenschaftsbetrug involvierten allgemeinen Interessen nicht zufriedenstellt, wenn es von der Intuition und dem Durchsetzungswillen einzelner Betroffener abhängt, ob und wie sie im Verdachtsfalle vorgehen: Indem die Angelegenheit vertuscht wird, durch Gespräche unter vier Augen und Edelmannsworte, durch das Auslaufenlassen eines Mitarbeitervertrags, vor Gericht (was in der Vergangenheit vor allem bei urheberrechtlichen Streitigkeiten der Fall gewesen ist) oder durch Kommissionen, deren Mitglieder sich – in Unkenntnis der Grenzen ihres Handelns nach deutschem Recht – kurzerhand an amerikanischen Vorbildern orientieren. Wenig zufriedenstellend ist auch, wenn ein Verhalten in einer Einrichtung als Fehlverhalten eingestuft, in einer anderen hingegen toleriert wird.

Angesichts der Internationalität der »scientific community« und des weltweiten Austauschs von Ideen, Personal und Materialien müßte international Übereinstimmung darüber hergestellt werden, welche Verhaltensweisen als Fehlverhalten anzusehen sind. Verfahren zum Umgang mit Fehlverhalten in den Forschungs- und Fördereinrichtungen sind ein wichtiger Schritt zu einem wenigstens bundesweit einheitlichen Umgang mit Verdachtsfällen.

Zweiter Schritt: Kommissionen als Chance nutzen

Deutschland ist im Hinblick auf den Wissenschaftsbetrug kein »juristisches Vakuum«. Zumindest für krasse Fälle steht ein großes Spektrum straf-, zivil- und öffentlichrechtlicher Sanktionen zur Verfügung. Genannt werden sollen hier nur die Strafbarkeit wegen Betrugs und Subventionsbetrugs, die Rückforderung von Forschungsbeihilfen durch Förderinstitutionen, die Entziehung eines akademischen Grads und die Eröffnung eines Disziplinarverfahrens. Sind darüber hinaus Spezialverfahren zum Umgang mit Fehlverhalten erforderlich, oder sind sie Ausdruck eines Trends zur Verrechtlichung von Materien, die unregelmäßig bleiben könnten, ohne daß im Ergebnis ein meßbarer Schaden entstünde? Was kann überhaupt noch Gegenstand und Zweck der Tätigkeit von wissenschaftlichen Kommissionen sein?

Wissenschaftsethische Konflikte müssen grundsätzlich außerhalb staatlicher Fremdkontrolle austragbar sein. Die Frage, ob ein Forscher unwissenschaftlich gehandelt hat, ist eine wissenschaftsethische Frage. Deshalb ist es richtig, die Zuständigkeit für die Kontrolle wissenschaftlicher Standards primär bei der »scientific community« zu suchen.

Selbstverständlich ist dies allerdings nicht. Das Bundesverwaltungsgericht anerkennt zwar das Interesse der »scientific community«, wissenschaftsethische Konflikte selbst zu klären. Es läßt Untersuchungskommissionen aber nicht nach Belieben schalten und walten: Voraussetzung für das Tätigwerden einer Kommission ist, daß die gegen einen Forscher erhobenen Vorwürfe schwerwiegend sind; nur ein verantwortungsloser Verstoß gegen grundlegende Prinzipien der Wissenschaftlichkeit liegt außerhalb der Forschungsfreiheit. Die bewußte Fälschung von Forschungsergebnissen ist ein solcher Verstoß. Einseitigkeiten und Lücken oder die unzureichende Berücksichtigung gegenteiliger Auffassungen reichen nicht aus, um einer Arbeit den Charakter der Wissenschaftlichkeit abzuspüren.

Auch Mindermeinungen und Forschungsansätze, die sich als irrig oder fehlerhaft erweisen, sind vom Grundrecht der Forschungsfreiheit geschützt. Ob und gegebenenfalls welche Maßnahmen ein Fachbereich oder das von ihm eingesetzte Gremium treffen darf, hängt – dem Urteil zufolge – von dem Ergebnis der Prüfung ab.

Besteht der Verdacht, daß der betreffende Wissenschaftler seine Pflichten als beamteter Hochschullehrer verletzt hat, könnte ein Dienstvergehen vorliegen. Der zuständige Dienstvorgesetzte muß unterrichtet werden und das Weiterveranlassen. Falls die Möglichkeit besteht, daß der Wissenschaftler die Rechte anderer verletzt hat, muß das Notwendige zum Schutz der Betroffenen veranlaßt werden. So, wenn durch Publikationen, die gefälschtes Datenmaterial enthalten, Leben oder Gesundheit möglicher Patienten gefährdet wären.

Nur wenn die Kommission zu dem Ergebnis kommt, daß der Wissenschaftler die Grenzen der Wissenschaftsfreiheit zweifelsfrei überschritten hat und seine Arbeiten nicht als ernsthafter Versuch zur Ermittlung von Wahrheit beurteilt werden können, darf sie eine entsprechende Feststellung treffen und die Arbeit kritisieren. Steht hingegen nicht zweifelsfrei fest, daß bewußt gefälscht wurde, darf die Kommission auf den Wissenschaftler nicht einwirken. Im Zweifelsfall ist also davon auszugehen, daß der Wissenschaftler ernsthaft versucht hat, die Grundsätze wissenschaftlichen Arbeitens zu beachten. Das gilt auch, wenn der ursprüngliche Vorwurf nicht mehr aufgeklärt werden kann. Sofern Rechte anderer nicht verletzt wurden, darf die Auseinandersetzung mit den Forschungsarbeiten nur noch außerhalb des Untersuchungsgremiums stattfinden.

Der Spielraum für wissenschaftliche Kommissionen zur Aufklärung von Fehlverhaltensvorwürfen ist also eng. Die Sicherung eines »main stream« ist nicht ihre Aufgabe. Im Gegenteil, schon kleinste Anhaltspunkte dafür, daß es einer Kommission um die Eliminierung von Außenseitern gehen könnte, machen ihr Handeln rechtswidrig. Statt Kommissionen zu beargwöhnen, sollte die »scientific community« sie als Chance begreifen: Als Chance für eine selbstverantwortliche, selbstverwaltete Wissenschaft, die wissenschaftsethische Konflikte in Zusammenhang mit Wissenschaftsbetrug jenseits staatlicher Fremdkontrolle und außerhalb von Gerichten austrägt.

Dritter Schritt: Wissenschaftlicher Dialog oder Juristenkommission?

Mit der Einführung von Kommissionen allein ist es nicht getan. Ob sie ihren Zweck erfüllen können, hängt entscheidend davon ab, wie sie besetzt sind, welche Regeln das Verfahren bestimmen und ob das Verfahren in den Einrichtungen oder außerhalb stattfindet.

Verfahren zur Aufklärung von Verstößen gegen das wissenschaftliche Ethos sollen in erster Linie der Selbstreinigung der Wissenschaft dienen. Das Untersuchungsergebnis beeinflußt aber auch außerwissenschaftliche Entscheidungen: Fördereinrichtungen fordern Mittel zurück, Mitarbeiter werden vom Dienst suspendiert oder gekündigt, und Disziplinarverfahren werden eröffnet, gegebenenfalls ermittelt sogar die Staatsanwaltschaft wegen Betrugsverdachts. Deshalb müssen bereits im »Selbstreinigungsverfahren« die Rechte des Beschuldigten beachtet werden. Ob ein Beschuldigter auch Täter ist, kann und soll erst als Resultat eines fairen Verfahrens festgestellt werden.

Letztlich entscheiden die Besetzung der Untersuchungskommission und die Art und Weise, wie ein Verfahren durchgeführt wird, darüber, ob sowohl das Interesse der »scientific community« an der Aufklärung eines Verdachts als auch das Interesse des Beschuldigten an einem rechtsstaatlichen Verfahren hinreichend gewahrt werden. Zwei

Extreme sind denkbar: Das eine ist der ohne Rücksicht auf Beschuldigtenrechte geführte »wissenschaftliche Dialog«, der das Verfahren ganz in der Hand von Kollegen beläßt. Das andere Extrem ist ein von Juristen geführtes Verfahren, in dem Wissenschaftler nur noch als Zeugen, Gutachter und Beschuldigte eine Rolle spielen.

In den USA wird seit vielen Jahren diskutiert, wie Fehlverhalten von Forschern untersucht und geahndet werden kann. Die amerikanischen Erfahrungen zeigen, daß keines der beiden Extreme der Sache gerecht wird.

Die Erstverantwortung für »misconduct«-Verfahren liegt in den USA bei den Forschungseinrichtungen. Das letzte Wort hat in den meisten Fällen die staatliche Gesundheitsbehörde. Dort setzte man zunächst mit der Gründung eines Büros für wissenschaftliche Lauterkeit allein auf den wissenschaftlichen Dialog. Schon bald wurde diese Verfahrensart heftig kritisiert: Die Kommissionsmitglieder seien als Wissenschaftler den Beschuldigten gegenüber voreingenommen, die Verfahrensregelungen seien rechtswidrig und unfair, die Atmosphäre während der Kommissionssitzungen sei aggressiv, die Kommission ziehe voreilige Schlüsse, gleichzeitig verschleppe sie aber die Verfahren – so lauteten nur einige der Kritikpunkte.

Als Antwort wurde 1992 das Office of Research Integrity (ORI) gebildet. Die Beschuldigten erhielten die Möglichkeit, gegen einen Beschluß des Office bei einem Sonderausschuß der innerministeriellen Beschwerdestanz Berufung einzulegen. Diese ausschließlich mit Juristen besetzte Kommission scheint als Hüter ehrlicher Wissenschaft allerdings ebensowenig geeignet wie der »wissenschaftliche Dialog« als Garant eines rechtsstaatlichen Verfahrens – so lautet jedenfalls die Kritik, die in den USA an diesem Berufungsverfahren geübt wird. Das Verfahren verzögere sich, weil den Juristen die einfachsten naturwissenschaftlichen Zusammenhänge erst noch erklärt werden müßten; die Juristen seien mit dem wissenschaftlichen Ethos nicht hinreichend vertraut. Es gebe Fälle, in denen einer Berufung stattgegeben worden sei, obwohl in den Augen eines jeden Naturwissenschaftlers »misconduct« klar erwiesen sei. Es werde nicht einmal regelmäßig von der Möglichkeit Gebrauch gemacht, einen Wissenschaftler hinzuzuziehen.

Eine vernünftige Lösung muß also zwischen den beiden Extremen »wissenschaftlicher Dialog mit maximaler Aufklärungsquote, aber minimalem Beschuldigtenschutz« und »Juristenkommission mit maximalem Beschuldigtenschutz, aber minimaler Aufklärungsquote« gesucht werden. Im Idealfall sollte eine Kommission sowohl aus Wissenschaftlern als auch aus Juristen bestehen. Daß es dabei trotz aller Vorbehalte vieler Wissenschaftler gegen »die Juristen«, die immer nur stören, wenn sie sich einmischen, vorteilhaft ist, den Vorsitz einem Juristen zu übertragen, der mit prozeßrechtlichen Grundsätzen vertraut ist, hat als erstes Land





Dänemark erkannt. Dort wurde 1992 ein zentrales Verfahren zum Umgang mit Fehlverhalten in Kraft gesetzt und der Vorsitz der Berufungskommission einem Richter übertragen. Auch in den USA wird dies gefordert. Die deutschen Einrichtungen nehmen hierzu nicht ausdrücklich Stellung. Die Verfahrensordnungen der Max-Planck-Gesellschaft und der Hochschulrektorenkonferenz würden es allerdings zulassen, daß der Vorsitz einem Juristen übertragen wird.

Zu überlegen ist schließlich, ob Ermittlungsverfahren innerhalb oder außerhalb der Forschungseinrichtungen stattfinden sollen. International gesehen gibt es bisher also zwei Modelle: Das amerikanische Modell überläßt die Verantwortung primär den Forschungseinrichtungen. Erst in zweiter Linie sind die großen nationalen Fördereinrichtungen zuständig. Allerdings hat die nationale Gesundheitsbehörde mit ihrem Office of Research Integrity (ORI) im Bereich der biomedizinischen Forschung faktisch mittlerweile die Stellung einer zentralen Überwachungsbehörde inne. Das amerikanische Modell haben Australien und Kanada übernommen.

In Dänemark, seit kurzem auch in Norwegen und Schweden, wurden dagegen zwei ständige regionale Komitees und eine zentrale Berufungsinstanz eingerichtet. Die Komitees verhängen, anders als in den USA, Kanada und Australien, keine Sanktionen, sondern sprechen Empfehlungen an den Arbeitgeber des Beschuldigten aus.

Nachdem sich in Deutschland die Deutsche Forschungsgemeinschaft und die Max-Planck-Gesellschaft Verfahren zum Umgang mit Fehlverhalten gegeben haben, die Hochschulrektorenkonferenz eine Muster-Verfahrensordnung für die Hochschulen verabschiedet hat und auch bei der Helmholtz-Gemeinschaft eine Verfahrensordnung in Vorbereitung ist, wird deutlich, daß hierzulande ein dritter Weg eingeschlagen wird. Die Fälle werden weder aus den Einrichtungen »herausgeholt« wie in Dänemark, noch existiert eine zentrale ministerielle Kontrollinstanz wie in den USA. Der Diversität der deutschen Forschungslandschaft entsprechend ist jede Einrichtung für die Bekämpfung von Wissenschaftsbetrug in ihrem Bereich selbst zuständig und verantwortlich.

Wieder einmal sind es amerikanische Erfahrungen, die zeigen, daß Forschungseinrichtungen damit überfordert sein können, wenn sie Wissenschaftsbetrug in den eigenen Reihen ahnden: Die Mitglieder der Untersuchungskommissionen kennen den Beschuldigten, arbeiten mit ihm in der gleichen Einrichtung und haben eine Meinung über seine persönlichen und fachlichen Qualitäten. Wird ein beliebter Kollege verdächtigt, wird mit Mißtrauen gegenüber dem Informanten reagiert. Wird ein unbeliebter Kollege verdächtigt, wird dem Informanten von vornherein Glauben geschenkt. Wird ein berühmter Kollege verdächtigt, soll manchmal Schadenfreude aufkommen. Wird schließlich eine Forscherin von einer Kollegin verdächtigt,

so ist dies Anlaß ganz besonderer Kommentare. Ein faires Verfahren ist deshalb nicht immer gewährleistet.

Ob in Deutschland die gleichen Probleme entstehen werden wie in den USA, bleibt abzuwarten. Eine übergeordnete Behörde, die notfalls allen Forschungs- und Fördereinrichtungen ein zentrales Verfahren außerhalb der eigenen Einrichtung verbindlich vorgeben könnte, gibt es hierzulande nicht. Eine zentrale Untersuchungskommission könnte deshalb nur von den Einrichtungen selbst geschaffen werden.

Thesen

1. Wissenschaftsbetrug ist nicht die Privatangelegenheit einzelner Betroffener.
2. Fehlverhaltensvorwürfen muß an allen Einrichtungen in gleicher Weise begegnet werden. Besonders wichtig ist, daß Übereinstimmung darin besteht, welche Verhaltensweisen als Fehlverhalten anzusehen sind und welche nicht.
3. Wissenschaftliche Kommissionen sind eine Chance für die Wissenschaft, wissenschaftsethische Konflikte im Zusammenhang mit Wissenschaftsbetrug jenseits staatlicher Fremdkontrolle auszutragen.
4. Der reine wissenschaftliche Dialog ist als Verfahren zur Aufklärung von Fehlverhaltensvorwürfen untauglich.
5. Allein mit Juristen besetzte Kommissionen sind ebenfalls ungeeignet, Fehlverhaltensvorwürfe angemessen aufzuklären.
6. Den Vorsitz der Untersuchungskommissionen sollten Juristen führen.
7. Sollten die deutschen Forschungseinrichtungen mit der Ahndung von Fehlverhalten überfordert sein, wäre die Schaffung einer gemeinsamen zentralen Untersuchungskommission zu erwägen.



Hans Davidsen-Nielsen

Scientific police force? The Danish model

In 1996 the prestigious British journal *Nature* informed its readers that Denmark is a leading country in Europe in the fight against scientific misconduct. The reason for this, it was stated, is the existence of a special committee on scientific dishonesty, the *Udvalget vedrende Videnskabelig Uredelighed* (abbreviated UVVU), set up by the Danish Medical Research Council in 1992 to deal with accusations of scientific fraud in the area of medical research.

What is certain is that between 1992 and 1997 this imposingly named committee failed to uncover a single case of serious misconduct. Thus, if the UVVU is to be believed, scientific fraud hardly exists in Denmark. It would be far closer to the truth, however, to say that the UVVU has become a kind of whitewashing centre for researchers who have been accused of dishonesty. The number of cases dealt with has been limited, and so has public interest in the issue.

The UVVU regularly publishes ethical guidelines on how researchers ought to behave; furthermore, its annual reports contain articles of a general nature in the field. It therefore cannot be ruled out that the UVVU may have a deterrent effect upon scientific cheats. Nevertheless, it is clear that the prospect of falling into the committee's clutches does not exactly inspire fear in the hearts of young Danish researchers.

In a 1992 paper which lay behind the establishment of the UVVU, it was stated that scientific dishonesty was as likely to exist in Denmark as in the United States. The imperative to »publish or perish« is now global, its authors maintained, and thus the economic and career incentives to cut corners are the same all over the world.

And there *have* been serious cases of scientific fraud in Denmark. In the 1950s, the son-in-law of the Rector of Copenhagen University was stripped of his medical degree for having falsified data. The same thing happened in 1994 to the well-known physiologist Else Hoffmann of the August Krogh Institute, a scandal which I myself disclosed

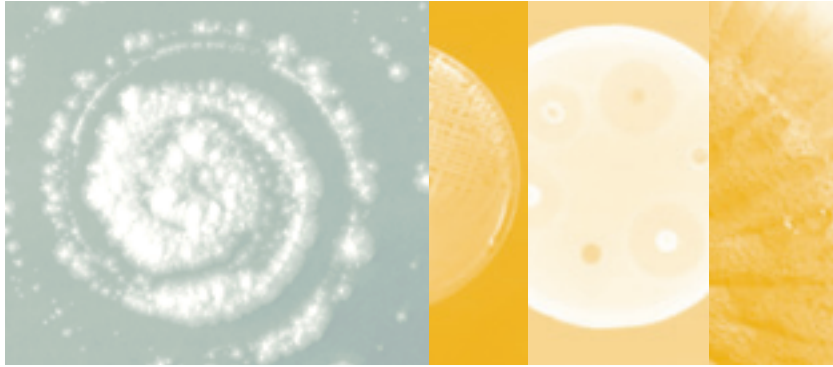
as a journalist at the newspaper *Weekendavisen* and which provides unique insight into an academic world which is tightly knit and sometimes mendacious.

There is hardly any doubt that if Else Hoffmann had been employed at an American university, she would immediately have been dismissed. But in Denmark we are not like that; for better or worse, the Danish mentality is different. Indeed, no matter how serious a case may be, great attention is always paid to personal factors and almost no one is ever given the axe. The drawback connected with this type of caution has been well described by a former Speaker of the Danish Parliament: »In Denmark responsibility always disappears.« I venture to claim that had it not been for the critical efforts of the press, Else Hoffmann would have been promoted to the post of full professor instead of being stripped of her degree.

As a prominent researcher, Else Hoffmann had applied for a professorship in cell physiology at the August Krogh Institute at the University of Copenhagen, and she was generally expected to get the job. However, three researchers from the medical Panum Institute – Jesper Brahm, Thomas Zeuthen and Steen Dissing – knew that the concluding section of her 1987 doctoral dissertation contained passages that had been copied directly from the work of American scientists. This text, which had also been published in article form in the international *BBA-review* and *Current Topics in Membranes and Transport*, contained more than 1200 plagiarized lines.

Two of the researchers from the Panum Institute had known about the plagiarism since 1989 but had chosen to keep quiet about it in order to avoid creating trouble in a small research milieu. However, when the professorship in cell-physiology was in the process of being filled, it became clear to all three researchers – two of whom (Brahm and Zeuthen) had also applied for the post – that the extent of Hoffmann's plagiarism was far greater than they had

The imperative to »publish or perish« is now global (...) and thus the economic and career incentives to cut corners are the same all over the world.



initially believed. Therefore, the case was transferred to the Dean of the Faculty of Science, Henrik Jeppesen. The three researchers would later regret this development bitterly. The Dean did two things: first he set up a committee that was to study the question of Hoffmann's plagiarism; then he closed down the selection committee for the professorship.

With each stone that was turned, the scandal kept growing at the August Krogh Institute. Although it was obvious that Hoffmann, like a naughty schoolgirl, had cribbed from others, the Dean had to search as far away as America to find two suitable experts to investigate her offence. Nevertheless, there appeared to be personal disability problems with these experts.

The committee's report turned out to be what might be called a 'greywash' of Else Hoffmann. The conclusion was that she had plagiarized 'extensively' and 'clearly beyond what is normally accepted'. On the other hand, the committee did not think that 'intellectual theft' was involved. Instead they classified Hoffmann's wrongdoing as the result of 'slovenliness', 'laziness' or 'time pressure'.

Many people found this interpretation hard to swallow. And in fact, the University of Copenhagen chose to divest Else Hoffmann of her doctoral degree. However, the international periodicals which had published Hoffmann's articles have never been asked to disclaim them.

The most remarkable aspect of the Hoffmann case was the treatment to which the three researchers from the Panum Institute were subjected. Experience from the United States has shown that so-called 'whistleblowers' are often given a rough time, even if their accusations are well founded. And in this respect, the Hoffmann case was no exception.

The committee – which, besides the two Americans included a prominent Danish professor of law, Ditlev Tamm – did not miss the opportunity to cast suspicion on the motives of the three researchers from the Panum: 'As her accusers were competitors, the committee might feel tempted to question the purity of their motives', it was stated in the report.

Eventually, however, this denigration backfired. The University of Copenhagen officially repudiated the accusation that the three researchers had acted disloyally. At the same time, Denmark's most famous researcher – last year's Nobel laureate in chemistry, professor Jens Chr. Skou – gave the public a piece of his mind, out of keeping with his usually reticent style. In a letter to the editor of a major

Danish newspaper, he and a colleague from the University of Aarhus characterized the committee's analysis of the researchers' motivations as 'quite inadmissible' and detrimental to 'the self-supervision of the scientific world'.

Brahm, Zeuthen and Dissing deplored the fact that they were unable to approach the UVVU as official complainants. The problem was that formally the Hoffmann case fell under the jurisdiction of the Faculty of Science rather than the Faculty of Medicine, where they were employed.

The advantage of the UVVU's method is that informants are entitled to be examined as one of the parties and are given access to the documents in the case. At the same time, the UVVU is independent of Danish research institutions. Its members are selected by universities, municipalities and counties. Law and order is guaranteed by the fact that the UVVU has a high court judge as its chairman.

The Danish definition of scientific dishonesty is more comprehensive than the American one. It not only covers those cases in which data are distorted or falsified, or in which the results or writings of other researchers are plagiarized. It also covers misleading applications, featuring as co-author of a paper without having contributed sufficiently to it, and the use of statistical methods which make it easier to obtain a desired result.

If a researcher suspects a colleague of cheating, he can report it to the UVVU. Under very special circumstances, the committee also deals with anonymous complaints. An example of this was the spectacular 1994 case against the Rector of Copenhagen University, Kjeld Møllgård.

In 1971, when he was a 28-year-old brain researcher at the University of California at Berkeley, Kjeld Møllgård, in collaboration with some American colleagues, published some sensational results in the *International Journal of Neuroscience* which no one has since been able to repeat. This article, of which he was first author, claimed to demonstrate an extreme anatomical difference in the brains of rats that had lived in a stimulated environment during their growth. According to Møllgård, the size of the contact areas (synapses) between the nerve cells in the cerebral cortex was 52 percent greater in the rats that had been stimulated.

After Møllgård had left Berkeley, his American co-authors unsuccessfully tried to repeat the experiment. Even when they examined his original material, they were unable to arrive at the same measurements.

According to the director of the laboratory, Professor Marian C. Diamond, Møllgård's refusal to participate in

a repetition of the experiment looked suspicious. In 1975 the research team – this time without Møllgård – published a new paper in the *Journal of Neuroscience Research* in which they retracted the results that had been published four years earlier in the previous article.

By 1994, the case was already 23 years old. However, it had been used against Møllgård within the academic world whenever he was about to make a step upwards on the career ladder, and the Rector said that he sincerely hoped that the UVVU – in spite of its misgivings about the anonymity of the report – would take up the case so that rumors of scientific fraud could be dispelled once and for all.

A member of the United States National Academy of Science, Professor William T. Greenough of the University of Illinois, took Møllgård at his word. Greenough had done research in the same field as Møllgård and believed that scientific fraud had to be involved. Therefore he presented himself as an official complainant to the UVVU.

The UVVU's report turned out to be a complete exoneration of Møllgård, without any criticism whatsoever of his conduct. According to William Greenough, this decision was political.

Most brain researchers I have spoken with, however, are of the opinion that Kjeld Møllgård – though quite possibly an uncritical researcher – is not a cheat. But their assessment is also that the UVVU was very lenient with the Rector Magnificus. The committee did not convincingly explain how Møllgård had succeeded in obtaining his remarkable results. And it has been commented that the three stereologists whom the UVVU had asked to investigate the case could only be cited in support of the following weak statement: 'Other explanations than data manipulation might account for the differences...'

In an interview two years ago with UVVU's deputy chairman, Daniel Andersen, the case was nonetheless referred to as 'totally unfounded'.

The deputy chairman has become the very personification of the committee on scientific dishonesty

Daniel Andersen has become the very personification of the UVVU. He is the one who represents the committee externally, and he writes practically all the articles in its annual report. At the outset, all the committee's members had to be 'active medical researchers'. But together with another prominent member, Povl Riis, Daniel Andersen has been permitted to stay on although both he and Riis retired from their jobs some years ago.

To me, Daniel Andersen comes across as a person who is good at pouring oil on troubled waters. Some would

probably describe him as a representative of the scientific establishment. For example, he was asked by Kjeld Møllgård to direct the follow-up examination of Else Hoffmann's original articles. The conclusion was that Hoffmann had done nothing fraudulent but that there were some 'substantial deviations from common scientific practice'. However, Daniel Andersen did not sign the complaint made by two other members of the examining committee that Copenhagen University had misused their report in stating that everything was perfectly as it should be. Daniel Andersen has also taken part in the debate to which the German Brach-Hermann scandal gave rise. In November, *Nature Medicine* carried a leading article on this case, which gave the UVVU's deputy chairman a welcome opportunity once again to give an account of the experience in Denmark. His letter to the editor was entitled 'Honest Danes'.

But if the Danes are really so honest, what is the point in having a scientific police force? According to the UVVU, one important function is to clear researchers of unfounded accusations which can poison the research environment for years. But do controversies between colleagues really justify a control system as comprehensive as the UVVU? Would it not be more reasonable for a body like the UVVU to convene at a time when it is truly necessary to cry wolf?

According to Peter Aaby, a medical doctor at the Danish Serum Institute who in 1993 was cleared of the most serious charges ever brought before the UVVU, it was a depressing experience to be pulled through the wringing machine. After his acquittal he said: 'The system tends to drag trivial internal conflicts into the glare of publicity. I fear that the UVVU will become a forum for cantankerousness and malice.'

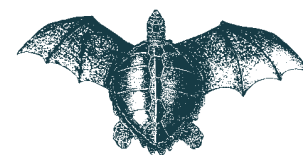
Experience from the United States has shown that so-called 'whistleblowers' are often given a rough time (...) and the Danish case was no exception.



Jürgen Trabant

Wissenschaft – postmodern

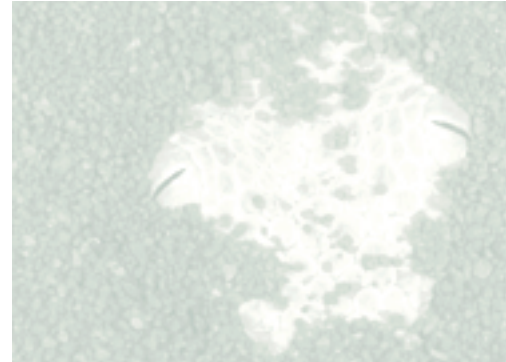
Der junge Mann ist mit allen theoretischen Wassern gewaschen: Foucault, Derrida, new historicism und Systemtheorie, cultural theory und gender studies sind sein täglich Brot. Kein Wunder also, daß der südafrikanische Roman ein ideales Betätigungsfeld für den so Bewanderten ist. Die literarische Produktion des befreiten Landes läuft auf Hochtouren, wuchert tropisch, die Neugier ist groß in Europa. Die Studenten lieben die verrückten Texte ebenso wie den auf sämtlichen Theorie-Zügen gleichzeitig fahrenden, auf- und wieder abspringenden jungen Mann, der mit ihnen diese Texte liest. Es ist was los am Institut für Südafrikanistik, eine Gruppe Gleichgesinnter und fast Gleichaltriger scharen sich um den shooting star, dessen glänzende Karriere nur eine Frage der Zeit, nicht der Qualität oder Interessantheit seiner Arbeit – der sogenannten Forschungslücke – ist. Die Zeit drängt, die WiMi-Stelle läuft aus, die Dissertation muß her. Sie liegt auch termingerecht vor und wird erwartungsgemäß von den (schon etwas älteren) Koryphäen des Faches mit der besten Note bedacht. Die Disputation ist ein Ereignis, zu dem sich sogar Studenten in großer Zahl einfinden. Glänzend. Die Dissertation des jungen Mannes wird so sehr von der Zunft erwartet, daß sie in einer Art Vorpublikation unmittelbar nach der Disputation schon als Buch vorliegt (und die Zunft ist so entzückt, daß sie ihr gleich den begehrten Südafrikanisten-Preis zuerkennt). Das war aber ein Fehler. Denn einige der genannten Gleichgesinnten und fast Gleichaltrigen entdecken in dem gedruckten Buch Bekanntes. Sie entdecken dort Auszüge aus ihren Magisterarbeiten oder im Entstehen begriffenen Doktorarbeiten, ohne daß sie als Autoren der entsprechenden Passagen genannt würden. Die Sache wird ruchbar. Die vorher entzückte Südafrikanologie schreit Zeter und Mordio, der Preis wird aberkannt. An sich ist die Sache klar, es handelt sich um ein Plagiat, das





schlimmste Vergehen, das die Disziplinen daher auch mit der höchsten Sanktion belegen: Abkennung der mit unlauteren Mitteln erworbenen akademischen Würde. Aber Fakultäten und Institute sind ja auch Gruppen zusammenlebender Menschen, wie Familien, mit großen Teppichen zum Drunterkehren. Die erwähnten Koryphäen sind ja auch (Doktor-)Väter: Der junge Mann ist doch ohne Zweifel eine Begabung. Die junge Generation steht unter diesem schrecklichen Druck. Amerika ist überall: publish or perish. Handelt es sich denn wirklich um Plagiate? Sind es nicht eher Spuren der innigen Zusammenarbeit mit den Gleichgesinnten und fast Gleichaltrigen? Sind die nicht nur neidisch? Lästig auch eine drohende juristische Auseinandersetzung mit allen denkbaren Peinlichkeiten (Warum hat der Betreuer eigentlich die inkriminierten Passagen nicht als Plagiate erkannt? Herrgott, man kann sich doch nicht an alles erinnern. Habe ich das überhaupt gelesen?). Geben wir dem jungen Mann doch die Chance, den bedauerlichen Fehler zu beheben. Kurzum, die Fakultät beschließt, die Sache mild zu heilen mit der Auflage an den Doktoranden, die inkriminierten Passagen zu überarbeiten. Grausame Milde: Eine neue Kommission begutachtet die überarbeitete Fassung. Die Begeisterung ist merklich abgeflacht. Der immer noch empörte Südamerikanisten-Verband mischt sich ein, das betrogene Institut möchte seinen früheren shooting star am liebsten vernichten und vergessen. Das Licht ist grell, in dem das vormals mit Preisen bedachte Werk jetzt steht: Die insgesamt schlampige Machart des Werks wird jetzt – auch in der Überarbeitung – sichtbar. Stilistische Schwächen machen sich bemerkbar, Zitate und bibliographische Angaben sind mehr als ungenau. Klassiker-Namen müssen erraten werden. Wer ist Focalt? Wieso hat das früher niemand gestört, auch die ganze Südafrikanisten-Gilde nicht? Nur das Plagiat funktioniert also auch in postmodernen Zeiten noch als Grenzmarke des Zumutbaren. Zwar beschließt die Kommission erneut eine immer noch gute Note für die revidierte Arbeit. Aber unumgehbare neue Auflagen der Kommission werden erneut ungenügend berücksichtigt. Der Dekan erteilt das Imprimatur nicht, denn immer noch fehlen die Seitenangaben in der Bibliographie, und ihn ärgern die multiplen Schreibweisen für ein und dieselbe theoretische Größe, die auch er kennt: der Mann heißt nun einmal Foucault und nicht Focalt,

und auch nicht Michael, sondern Michel etc. etc. Das alles hat sich inzwischen drei Jahre lang hingezogen. Alle sind genervt. Der einstmals hoffnungsfrohe junge Mann hat längst der Universität adieu gesagt und versteht immer noch nichts. Er hält alles für Schikane (er hätte die Schikane allerdings im Proseminar lernen müssen) – dabei ist alles nur Herzensgüte (und vielleicht schlechtes Gewissen, daß sie die Schikane nicht im Proseminar beigebracht haben) – und schickt den Rechtsanwalt. Endlich! Dieser vermittelt zwischen postmodernem Chaos, den Restposten philologischer Ernsthaftigkeit und den Sorgen der Doktor-Väter: Dank dem tapferen Juristen! Die Seitenangaben werden eingefügt. Foucault heißt jetzt auch so. Niemals wird das Werk das Licht gedruckten Papiers erblicken. Die Möglichkeit der elektronischen Veröffentlichung wird genutzt, als Versteck. Guten Morgen, Herr Doktor.



Marco Finetti
Armin Himmelrath

Das verdrängte Phänomen

Vom jahrzehntelangen Nicht-Umgang deutscher Wissenschaftler und Wissenschaftsorganisationen mit Betrug und Fälschung in den eigenen Reihen

Als im Frühling des Jahres 1997 die ersten Umrisszeichnungen ans Licht kamen, was seitdem als ›Fall Herrmann/Brach‹ bekannt ist und den bisher größten Fälschungsskandal der deutschen Wissenschaft markiert, reagierte die scientific community hierzulande mit Fassungslosigkeit und ungläubigem Staunen. ›Entsetzt‹, ›bestürzt‹ und ›empört‹ zeigten sich Hochschulen, Forschungsinstitute, Wissenschaftsorganisationen und Wissenschaftler über die offensichtlich großangelegten Manipulationen der beiden Krebsforscher, die beinahe täglich neue Dimensionen annahmen. »Ich fühle mich betrogen und beschämt«, bekannte Prof. Dr. Wolfgang Frühwald, der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), »ich fühle mich vor allem für die gesamte Gemeinschaft der Wissenschaftler beschämt«. Zum Schock hinzu kam die Furcht vor den Konsequenzen: Einen »ungeheuer großen Schaden im Vertrauen der Öffentlichkeit«, befürchtete schon bald Prof. Hubert Markl, der Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, und tatsächlich dauerte es nicht lange, da riefen Zeitungskommentatoren ihren Lesern die Abhängigkeit der deutschen Spitzenforschung von den Geldern der Steuerzahler in Erinnerung, warfen Staatsanwälte neugierige Blicke hinter die Kulissen des Forschungsbetriebs, räsionierten Politiker öffentlich über mögliche institutionelle Veränderungen, mit denen sich ähnliche Vorkommnisse künftig vermeiden lassen könnten.

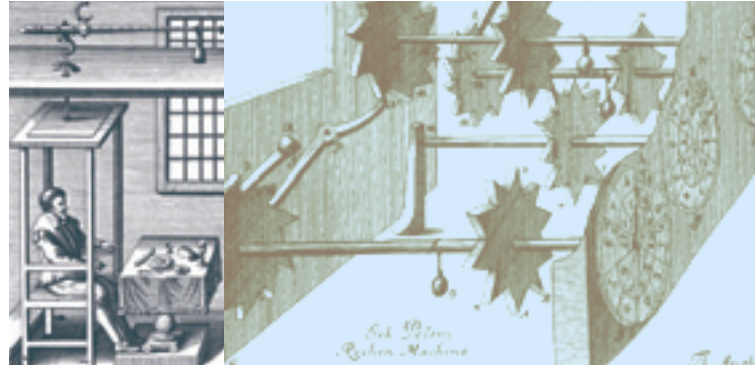
Die Schockierten legten eine große Entschlossenheit an den Tag: Umfassende Aufklärung wurde angekündigt, und noch bevor die Öffentlichkeit den Skandal in Gänze erfassen konnte, hatten sich eilends eingesetzte Untersuchungskommissionen daran gemacht, diese Aufklärung zu leisten – energisch und ohne falsche Bescheidenheit: »Wir sind mitten in der Kehrwoche«, brachte erneut Hubert Markl die Dinge auf den Punkt, »wir werden nach dem, was jetzt passiert ist, den Besen schärfer schwingen, als wir es sonst vielleicht getan hätten«. All diese Reaktionen waren voll und ganz berechtigt, und das nicht nur wegen der Vor-

fälle, die ihnen zugrunde lagen. Denn was da Mitte März 1997 zutage trat, war nicht nur der Beginn des bislang größten Betrugs- und Fälschungsskandals in der Geschichte der deutschen Wissenschaft, sondern auch das Ende einer ebenso gern gepflegten wie verhängnisvollen Fiktion, mit der Wissenschaftler und Wissenschaftsorganisationen hierzulande sich selbst und die Öffentlichkeit jahrzehntlang in die Irre geführt und in falsche Sicherheit gewiegt hatten.

Welche Rolle spielen Betrug und Fälschung in der deutschen Wissenschaft? Zugegeben: Es waren nicht viele, die vor dem ›Fall Herrmann/Brach‹ diese Frage stellten. Wer dies jedoch tat, erhielt von Spitzenvertretern des hiesigen Wissenschaftssystems wie von Wissenschaftlern nahezu immer dieselbe Antwort: So etwas gibt es bei uns praktisch nicht. Die Wortwahl mochte dabei durchaus variieren: Mal war von einem »vernachlässigenswerten Phänomen« die Rede, mal von »einer Erscheinung, die fast nicht ins Gewicht fällt«. Der Tenor aber war stets der gleiche: Abgeschriebene, geschönte, gefälschte oder frei erfundene Forschungsarbeiten und -ergebnisse waren für die deutsche Wissenschaft vor dem Frühjahr 1997 kein Thema – und schon gar kein Problem. Allenfalls kleinere Verfehlungen einzelner Forscher habe es hin und wieder gegeben, räumten die Auskunftswilligeren der Gesprächspartner ein, und dafür stand dann unterm Strich das ›praktisch nicht‹. Doch auch diese Ausnahmefälle seien ohne Bedeutung geblieben. Auf der Landkarte der wissenschaftlichen Manipulation war Deutschland der weiße Fleck. Dies jedenfalls war das Bild, das Wissenschaftler und Wissenschaftsorganisationen hierzulande präsentierten, über Jahrzehnte hinweg und mit Erfolg. Doch dieses Bild war falsch. Oder vielmehr: Es war selbst gefälscht.

Entgegen allen gegenteiligen Versicherungen: Auch in der deutschen Wissenschaft hatten sich bereits vor dem ›Fall Herrmann/Brach‹ zahlreiche Betrugs- und Fälschungsfälle ereignet: Von geschönten bis zu frei erfundenen Daten, vom Plagiat bis zum Betrug wiesen sie alle erdenklichen

Was da zutage trat, war nicht nur der bislang größte Betrugs- und Fälschungsskandal, sondern auch das Ende einer gern gepflegten und verhängnisvollen Fiktion.



Spielarten auf. Naturwissenschaften waren ebenso betroffen wie Geisteswissenschaften, Hochschulen ebenso wie außeruniversitäre Forschungseinrichtungen. Große Forscherpersönlichkeiten und renommierte Professoren fanden sich unter den Betrügern und Fälschern, aber auch namenlose Doktoranden und Studenten. In alledem unterschied sich der deutsche Wissenschaftsbetrug also nicht etwa von dem in den USA und anderen Ländern und Wissenschaftssystemen. Allenfalls nicht derart zahlreiche spektakuläre Fälschungen wie jenseits des Atlantiks mochte man hierzulande zu verzeichnen haben, doch dieser Unterschied war eher ein qualitativer denn ein substantieller. Nur in einem Punkt lagen Welten zwischen den deutschen und ausländischen Fällen: In den USA, aber auch in Skandinavien wurden wissenschaftliche Manipulationen spätestens seit den 70er Jahren offen diskutiert, und zwar innerhalb wie außerhalb der Wissenschaft. Forscher und Forschungsorganisationen hinterfragten die Arbeitsweisen ihrer Zunft, Untersuchungsausschüsse und Zeitungskommentatoren spürten den Ursachen und Hintergründen nach, Politik und Justiz setzten Schutzvorkehrungen und Kontrollmechanismen durch. Damit konnten sie zwar nicht verhindern, daß es immer wieder zu neuen Fällen kam. Aber das Problem war erkannt, Betrug und Fälschung in der Wissenschaft waren zum öffentlichen Thema geworden. Ganz anders hierzulande. Eine offene Auseinandersetzung über Wissenschaftsbetrug und -fälschung fand hier zu keinem Zeitpunkt statt, innerhalb der Wissenschaft genauso wenig wie außerhalb. Daß es dazu nicht kam, dafür sorgten vor allem die direkt und indirekt betroffenen Wissenschaftler und Wissenschaftsorganisationen selbst. Natürlich wurde darüber gesprochen, aber fast immer nur hinter vorgehaltener Hand und bevorzugt über die Fälle der anderen. Wann immer sie Lug und Trug in ihren eigenen Instituten und Labors entdeckten, waren Hochschulen und Forschungseinrichtungen und die angeschlossenen Organisationen des Wissenschaftssystems eifrig bemüht, diese in aller Stille aufzuklären und abzuschließen. In aller Stille – und in eigener Regie. Öffentlichkeit, Medien und erst recht Staat und Justiz aus den Vorfällen herauszuhalten war oberstes Ziel. Um dieses Ziel zu erreichen, waren sie auch zu schalen Kompromissen bereit – daß diese ihnen in der Sache eher schadeten als den Betrügern und Fälschern, war einerlei, Hauptsache, man blieb Herr des Verfahrens und konnte selbiges rasch und ohne Aufsehen zu den Akten legen. Doch nicht nur die selbstkritische Auseinandersetzung mit den einzelnen Fällen unterblieb. Auch die Diskussion über das Problem an sich fand nicht statt. Über die Ursachen und Hintergründe von Wissenschaftsbetrug und -fälschung wurde ebenso wenig offen nachgedacht wie über Schutz- und Abwehrmöglichkeiten.

Statt sich beizeiten und am Beispiel noch halbwegs überschaubarer Fälle zu wappnen, stürzte man deshalb

sorg- und schutzlos in den größten Fälschungsskandal der eigenen Geschichte. Dies beschreibt freilich nur die eine Hälfte der Geschichte. Von Beginn an begnügten sich Wissenschaftler und Wissenschaftsorganisationen hierzulande nicht damit, Betrug und Fälschung zu verdrängen und eine kritische Auseinandersetzung darüber zu unterbinden. Viele derer, die das Problem ignorierten oder herunterspielten, bastelten zugleich an dem exakten Gegenbild – dem Bild der deutschen Wissenschaft, in der Betrug und Fälschung keine Rolle spielten, ja im Grunde gar nicht spielen konnten. Dieses Bild wurde gegenüber der Öffentlichkeit hochgehalten, wenn diese – selten genug – danach verlangte, aber auch zur eigenen Bestärkung, zur Versicherung gegenüber sich selbst und den wenigen Zweiflern in ihren Reihen. Um Erklärungen, Argumente und Belege waren sie nicht verlegen.

Da waren zunächst die Idealisten. Betrug und Fälschung waren für sie schlichtweg nicht existent. So wie es schon Galilei statuiert hatte – um freilich selbst später dagegen zu verstoßen –, waren sie davon überzeugt, daß Wissenschaft allein dem Dienst an der objektiven Wahrheit diene und daß dieser Dienst auch zur sittlichen Reife des Wahrheitsuchenden führe. Dies galt in ihren Augen für die Wissenschaft generell, erst recht aber im Lande Humboldts. Fälschung und Betrug waren in diesem Denkbild einfach frevelhaft – und deshalb praktisch unmöglich. Die Zahl der Idealisten war gering, und allzu offensiv nach außen vertraten sie ihre Überzeugung nicht. Immerhin aber: Es gab sie. Wesentlich zahlreicher und bereiter, ihre Ansicht öffentlich kundzutun, waren die Rationalisten. Sie beriefen sich auf die Wissenschaft selbst und deren ›Selbstheilungskraft‹, die Betrug und Fälschung nahezu ausschleife. Mit Sir Francis Bacon und Robert K. Merton hielten sie das Postulat von der unbedingten Reproduzierbarkeit aller wissenschaftlichen Ergebnisse hoch, und die darin inwohnende Logik und die über alle Zweifel erhabenen Kronzeugen verliehen ihnen Glaubwürdigkeit. Weil alles Forschertun der rigorosen Kontrolle der folgenden Generationen unterworfen sei, werde jede wissenschaftliche Manipulation unweigerlich auffliegen und gravierende Folgen nach sich ziehen. »Ich behaupte, daß kein wirklicher Betrug in der Wissenschaft lange unentdeckt bleibt, so groß ist der Wettbewerb der Forscher und das Mißtrauen der Konkurrenz«, formulierte der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft Wolfgang Frühwald noch im Sommer 1995. Und: »Kein ertappter Wissenschaftler wird jemals wieder das Vertrauen seiner Kollegen gewinnen können. Die Mechanismen der Ächtung sind hart und funktionieren weltweit unbarmherzig.« Ein solches Risiko werde kein vernünftig denkender Wissenschaftler eingehen. Betrug und Fälschung reduzierten sich dank dieser Logik auf Einzelfälle, die leicht als Ergebnis fehlgeleiteten

Die Argumente genügten nicht einmal den elementaren Kriterien wissenschaftlich-kritischen Denkens.

Ehrgeizes oder krimineller Energie abgetan werden konnten. Zum Problem wurden sie so erst gar nicht.

Ebenso differenziert wie glaubwürdig – zumindest auf den ersten Blick – traten die Nationalisten auf. Ihre These war die eines deutschen Sonderwegs auch in Sachen Betrug und Fälschung. Sie leugneten weder das Problem, noch daß es vor allem in den USA zahlreiche Fälle gegeben hatte. Doch was dort gelte, müsse hier noch lange keinen Bestand haben. Schließlich unterschieden sich gerade das amerikanische und das deutsche Wissenschaftssystem grundlegend: Hier die vergleichsweise komfortable Ausstattung und Absicherung mittels garantierter Erstausrüstung, dort der gnadenlose Wettbewerb des ›publish or perish‹. »Der Anreiz, mit geschönten oder gar gefälschten Daten die eigene Karriere zu beschleunigen«, führte erneut der Präsident der Forschungsgemeinschaft Mitte 1995 aus, »ist in einem solchen System größer als (...) in dem System der deutschen Forschung, das von der wissenschaftlichen Selbstverwaltung streng kontrolliert und (...) legitimiert wird«. All diese Argumente waren freilich ebenso unhaltbar wie die Grundthese, die sie untermauern sollten. Schon aus sich selbst heraus ließen sie sich ausnahmslos widerlegen. Selbst wenn ihre Vertreter nichts von den konkreten deutschen Betrugs- und Fälschungsfällen gewußt hätten, hätte ihnen bewußt sein müssen, daß sie auf diese Weise kaum ernsthaft behaupten konnten, derlei gebe es in ihren Reihen nicht, ja könne es praktisch gar nicht geben. Die meisten derer, die dieses Bild malten, wußten jedoch zumindest von einzelnen Fällen – und deshalb waren ihre Argumente um so unverantwortlicher. Dies galt vor allem für die Idealisten und ihr Argument von der objektiven Forschung. Dieses als unhaltbar zu erkennen hätte ein kurzer Blick genügt. Nach der unheilvollen Verstrickung der deutschen Wissenschaft in das Terrorregime der Nationalsozialisten von einer nur der Wahrheitsuche verpflichteten Wissenschaft zu sprechen war nichts als Zynismus. Ein Zynismus, der zugleich besonders konsequent war. Auch dieses Kapitel ihrer Geschichte hatte die deutsche Wissenschaft nach 1945 schließlich jahrzehntelang verdrängt, und wie bei Betrug und Fälschung bedurfte es auch bei ihm erst eines besonders spektakulären Einzelfalls – der Enttarnung des renommierten Germanisten und ehemaligen Hochschulrektors Prof. Dr. Hans Schwerte als früheren SS-Hauptsturmbannführer Hans Ernst Schneider und Mitarbeiter Himmlers –, bevor sich Hochschulen und Wissenschaftsorganisationen seiner in größerem Stil annahmen. Auch die Rationalisten und ihr Verweis auf die Selbstheilungskraft der Wissenschaft wären mit einem Blick auf die hierzulande sehr wohl bekannten amerikanischen Fälle zu wider-

legen gewesen. Tatsächlich hatte das Postulat der unbedingten Reproduzierbarkeit aller Forschungsergebnisse in den USA dafür gesorgt, daß zahlreiche Manipulationen aufgefliegen waren. Doch verhindert hatte es diese ebenso wenig, wie es nachfolgende Betrüger abgeschreckt hatte. Zudem dauerte es mitunter Jahrzehnte, bis sich Resultate als gefälscht erwiesen. Und andere blieben schon deshalb auch dann noch unentdeckt, weil das eherne Postulat in Wirklichkeit längst nicht in allen Disziplinen griff: In den Naturwissenschaften mochte die Frage der Wiederholbarkeit noch so essentiell sein, in den Geisteswissenschaften stellte sie sich oftmals erst gar nicht. Daß all dies schließlich nur für die USA, nicht aber für Deutschland gelte, daß hierzulande vielmehr eigene Regeln herrschten und Betrug und Fälschung in größerem Umfang unmöglich machten, hatte den Nationalisten im Grunde schon zu Beginn des Jahrhunderts Max Weber widerlegt: »Unser deutsches Universitätsleben amerikanisiert sich, wie unser Leben überhaupt, und diese Entwicklung (...) wird weiter übergreifen«, schrieb der Soziologe 1919.

Am Ende widersprachen alle Argumente, mit denen Wissenschaftler hierzulande das Fehlen von Betrug und Fälschung in den eigenen Reihen untermauern wollten, nicht nur den Fakten, sie genügten auch nicht den elementaren Kriterien wissenschaftlich-kritischen Denkens, die dieselben Wissenschaftler sonst an ihr Tun anlegten und auch von anderen erwarteten. Warum diese komplizierten Manöver von Verdrängung und Idealisierung, die im Grunde nichts waren als Täuschung und Selbsttäuschung? Auf die zentrale Frage gibt es eine einfache und auf den ersten Blick nicht einmal völlig unverständliche Antwort: Aus Furcht vor den Folgen! Diese Furcht hat zahlreiche Facetten: Die einen fürchten allein den Skandal, der sich unweigerlich einstellen würde, wenn einzelne Betrugs- und Fälschungsfälle oder deren gesamtes Ausmaß bekannt würden. Dieser Skandal würde sie viel von dem hohen sozialen Ansehen kosten, das Wissenschaftler, vor allem mit einem Professorentitel ausgestattete, hierzulande noch immer besaßen. Andere fürchteten einen weiteren Vertrauensverlust der Öffentlichkeit in Forschung und Wissenschaft, der nach Arzneimittelskandalen und Chemiestörfällen längst eingesetzt hatte. Und es gab die Furcht vor finanziellen Sanktionen: Ganze Wissenschaftszweige, zumindest aber einzelne Forschungsinstitute oder Hochschulen, die durch Manipulationen negative Schlagzeilen gemacht hätten, würden künftig bei der staatlichen und privaten Forschungsförderung das Nachsehen haben. Noch verbreiteter war die Furcht vor neuen rechtlichen Reglementierungen. Sie trieb vor allem jene um, die ohnehin





bereits ein Übermaß juristischer Normen beklagten, das nach ihrer Überzeugung vor allem besonders zukunfts-trächtige Forschungszweige beeinträchtigte. Wiederum andere fürchteten schließlich, daß die Kunde von Betrug und Fälschung auch im Inneren des Wissenschaftssystems weitreichende Veränderungen nach sich ziehen würde. Mit Blick auf den Umgang der Wissenschaftler miteinander wurde gewarnt, daß sich angesichts des immer schärferen Wettbewerbs um Fördergelder »schleichend ein Klima des Mißtrauens ausbreitet, (und daß) die Angst davor wächst, neue Ideen dem Votum von Gutachtern zu unterwerfen«. Um wieviel größer würde das Mißtrauen erst werden, wenn die Furcht vor Betrug und Fälschung in den eigenen Reihen umginge? Andere befürchteten mit Blick auf die öffentlichen Reaktionen, daß mit der Diskussion um Betrug und Fälschung und deren Ursachen auch die Mechanismen des Wissenschaftssystems ins Gerede kämen, die sie selbst an die Spitze gebracht hatten und dort hielten – und anderen den Weg nach oben erschwerten.

Die Befürchtungen waren unberechtigt. Von weiteren rechtlichen Reglementierungen der Forschung durch den Staat kann heute, mehr als ein Jahr nach dem Fall, ebenso wenig die Rede sein wie von finanziellen Restriktionen gegen besonders manipulationsanfällige Forschungszweige. Und wenn inzwischen manche verkrusteten Mechanismen des hiesigen Wissenschaftsbetriebs ins Gerede gekommen sind, so nicht in erster Linie wegen Betrug und Fälschung, sondern im Kontext der viel breiteren Debatte um die Wettbewerbsfähigkeit und Reformbedürftigkeit des deutschen Hochschul- und Wissenschaftssystems.

Viel Furcht also um nichts! Doch ohne nachträgliche Besserwisserie: Selbst wenn die Befürchtungen allesamt berechtigt gewesen wären – die Verdrängungs- und Idealisierungsanstrengungen rechtfertigen konnten sie in keinem Fall. Die Folgen waren weit gravierender. Natürlich gab es Ausnahmen, natürlich stimmten nicht alle der nach Zehntausenden zählenden Angehörigen des Wissenschaftsbetriebes in die allgemeine Verdrängung und Beschönigung ein, erhoben sich gegen die Menge der Verdränger und Beschöniger auch warnende Stimmen. Die des Juristen, Max-Planck-Institutsdirektors und DFG-Vizepräsidenten Prof. Dr. Albin Eser etwa, der in genauer Kenntnis der amerikanischen Fälle bereits in den achtziger Jahren die deutsche Wissenschaft aufforderte, sich endlich auf die Möglichkeit von Betrug und Fälschung einzustellen. Oder seiner Doktorandin Stefanie Stegmann-Boehl, die nicht

nur die lückenhaften Schutzvorkehrungen und Sanktionen des deutschen Rechtssystems gegen Betrug und Fälschung analysierte, sondern auch eine Reihe konkreter Fälle recherchierte und dabei in der hiesigen Wissenschaft ein fehlendes Problembewußtsein ausmachte. Es gab auch Forscher, die ein solches Problembewußtsein sehr wohl hatten, die zumindest unter dem Siegel der Vertraulichkeit von Betrügereien und Fälschungen in ihrer Nähe zu berichten wußten und sicher waren, daß dies keine Einzelfälle waren. Es gab Fälle, die sich entgegen aller sonstigen Bemühungen nicht mehr in aller Stille und in eigener Regie aufklären und zu den Akten legen ließen, die für Schlagzeilen in Fachjournals und Tageszeitungen sorgten, Nachfragen der Politik provozierten und die Gerichte beschäftigten. Und es gab Wissenschaftler und Wissenschaftsorganisationen, die solche Fälle zum Anlaß nahmen, über das Problem an sich nachzudenken und die etwa Regeln für korrektes wissenschaftliches Verhalten oder Schutzmaßnahmen gegen ihr Gegenteil formulierten. Doch sie alle blieben eben Ausnahmen, fanden kein Gehör, gingen in der Menge unter, konnten die einmal mit Gewalt eingeschlagene Richtung nicht ändern. Die deutsche Wissenschaft, repräsentiert in den Äußerungen ihrer Spitzenfunktionäre, verdrängte das Phänomen Betrug und Fälschung in ihren eigenen Reihen auch weiterhin und strickte zugleich auf das Eifrigste an dem Gegenbild, in dem dieses Phänomen nicht existierte, ja nicht existieren konnte. Wider die konkreten Fakten und wider die Grundprinzipien wissenschaftlich-kritischen Denkens täuschte sie so die Öffentlichkeit, führte Politik und Gesellschaft in die Irre, von deren Vertrauen und Geldern sie lebte. Und sie täuschte sich selbst und beraubte sich der Möglichkeit, zur rechten Zeit wirksame Schutzvorkehrungen und Sanktionen zu treffen. Nahezu niemand mochte daran denken, was eines Tages passieren würde, wenn diese Schutzvorkehrungen und Sanktionen gebraucht würden – aber nicht vorhanden wären. Wenn sich ein Fall ereignete, der nicht mehr verdrängt werden könnte – und der das Idealbild der deutschen Wissenschaft mit einem Schlag in sich zusammenstürzen ließe. Ein solcher Fall, so waren die einen überzeugt und hofften die anderen, würde nicht kommen. Doch er kam.

Bei diesem Beitrag handelt es sich um die für GEGENWORTE überarbeitete Einleitung zu dem soeben erschienenen Buch »Der Sündenfall. Betrug und Fälschung in der deutschen Wissenschaft«, Bonn 1998.



Etwas frische Luft wird nicht schaden

Eine Clearingstelle für die europäische Wissenschaft
Die europäische Wissenschaftsbeauftragte im Gespräch mit Hazel Rosenstrauch

Maaïke van der Velde ist Wissenschaftsbeauftragte in der EU, ihre Einrichtung wird während des deutschen EU-Vorsitzes ihre Tätigkeit aufnehmen. Sie kommt aus Holland, ist mit dem amerikanischen, dem deutschen und skandinavischen Wissenschaftssystem vertraut und bringt Erfahrungen mit Fernstudien auf Internet-Basis mit. Korrekt heißt sie – vorerst – »Beauftragte für die Entwicklung und Prüfung innovativer Methoden für Wissenschaften und Studium in Europa«.

Während wir auf die Vorspeise warten, rücken die großen Grauzonen, die vor der Fälschung liegen, ins Zentrum unseres Gesprächs. Neben spektakulären Fällen, wie dem des deutschen Krebsforscher-Paares, meint Frau van der Velde mit Blick auf die Entwicklungen im Kommunikationsbereich, werden daß Täuschungen, Schwindel, die Benutzung fremder Arbeiten ohne Quellenangabe und falsche Angaben, mit denen Forschungsgelder erschlichen werden, eher noch zunehmen; abgesehen von dem ganz kleinen Bereich der Spitzenforschung sei das heute gar nicht mehr zu kontrollieren. Am Fälschungsthema interessiert meine Gesprächspartnerin vor allem, daß – nun auch in Deutschland – innerhalb der »scientific community« über Spielregeln, Arbeitsbedingungen und eben auch über unwissenschaftliche Einflüsse nicht nur auf die Wissenschaft, sondern auf die Wissenschaftler diskutiert wird. »Es sind [im Zusammenhang mit Fälschung] einige beachtliche Erkenntnisse zutage gefördert worden, viele Gremien und Institutionen und Kommissionen haben sich mit dem Problem herumgeschlagen. Ich kann mir vorstellen, daß noch viel mehr Gedanken als in den Kommissionsberichten in den Köpfen der Individuen stecken. Vieles davon geht verloren, manches wird vergessen, weil es zu mühselig ist, innerhalb der vorhandenen Strukturen etwas zu ändern. Die Leute sind alle sehr beschäftigt und froh, wenn sie wieder zu ihren Hauptgeschäften, der Wissenschaft, zurückkehren können – ich sammle das. Vieles von dem, was jetzt über Publikationspraxis, Nebengeschäfte, Abhängigkeiten und Verstöße gegen einen ominösen Ethos diskutiert wurde, haben doch alle innerhalb des Wissenschaftssystems längst gewußt. Wenn das nicht einschläft, wäre diese Art der Betrachtung von Wissenschaft eine Chance. Ich würde gern dazu beitragen, daß dieser selbstkritische Blick auch andere Themen erfaßt.«

Die verkrusteten Mechanismen sind nicht in erster Linie wegen Betrug und Fälschung ins Gerede gekommen, sondern im Kontext der Debatte um die Wettbewerbsfähigkeit und Reformbedürftigkeit des deutschen Hochschul- und Wissenschaftssystems.



Frau van der Velde beginnt ihre Arbeit mit wenig Mitteln, viel Selbstvertrauen und bescheidenem Werkzeug. Ihr Kapital sind »Anregungen, Gespräche und viel, viel Koordination zwischen Initiativen, die nicht oder nicht von den richtigen Leuten wahrgenommen werden«. Es sei ja keineswegs so, daß es keine Ideen gäbe, aber gerade einfallsreiche Individuen verlassen oft die Universitäten, weil ihnen das Angebot nicht gefällt, die Wege so kompliziert sind oder verschlossene Türen sie hindern, ihre Ideen umzusetzen. Solche Leute hofft sie in ihrem Fischernetz zu fangen. Das Netz, mit dem sie fischt und das schon etabliert ist, heißt WWW; ob darin die großen oder kleinen Fische hängenbleiben, läßt sich zur Zeit nicht bewerten. Apropos Lug und Trug sieht sie durchaus, daß von so manchem neuen Zauberlehrling vor dem Bildschirm viel Scharlatanerie getrieben wird und EDV-Experten oft das Fahrrad neu erfinden, »ein weiterer Anlaß, um zwischen neuen und alten Methoden eine Brücke zu bauen«. Dann beugt sie sich vor, blickt zur Seite, als müßte sie ihren Satz vor unbefugten Zuhörern schützen, und sagt leise: »Balance«. Danach kommt die rhetorische Frage: »Wäre es nicht ein schönes Projekt, alte und neue Formen von Wissen miteinander tanzen zu lassen?«

Das Hauptproblem bei der Verknüpfung von Plattformen und newsgroups im Netz und traditionellen Formen von Wissenschaft sei, daß »sie oft völlig unterschiedliche Sprachen sprechen, man müßte die Flexibilität der neuen Kommunikationsformen mit der Solidität der »alten« Wissenschaft verknüpfen«. Sie wird und will in ihrem Ein-Frau-Betrieb nicht die Universitäten reformieren, darum geht es auch nicht. »Das Neue wird nicht anstelle des Alten, sondern neben ihm entstehen« zitiert sie ihren Lehrer Alfred Jarry. »Neben und im Umkreis von bestehenden Universitäten oder außeruniversitären Forschungseinrichtungen gibt es oft Leute, die Lust haben, etwas Neues zu machen, und es an ihrem Arbeitsplatz nicht können.«

In der Diskussion um Fälschung sieht sie einen weiteren Beweis, daß niemand ein Rezept hat, aber alle wissen, daß Änderungen dringend nötig sind. Sie will nicht die Fälschungsfälle, aber Lehren daraus oder Anregungen sammeln und sortieren. »Es wäre nützlich, wenn es eine Adresse gäbe, an die Reformvorschläge geschickt werden oder aus den Kommissionsberichten der Honig gesogen werden kann.« Und sie hält es für »verständlich und völlig normal, daß gut etablierte Wissenschaftler kein oder wenig Interesse an Reformen haben, durch die sie möglicherweise etwas verlieren«. Gedanken beim Reden verfassend, nimmt sie den Faden auf und überlegt, wo und wie sie Nachfrage und Angebote prüfen könnte, als Moderatorin, die vermittelt, sammelt und, wo es möglich ist, Gespräche inszeniert. Allerdings »nicht nur mit einer Handvoll alter Herren, die an der Spitze von wenigen wichtigen, geldverteilenden Organisationen stehen.«

In allen europäischen Ländern gibt es »großes Interesse, Forschung, Lehre, Ausbildung und die Art, nicht nur was, sondern wie gelernt wird, zu ändern. Da wir auf eine »wissensbasierte Gesellschaft« zusteuern, liegt es nahe, sich an Modellen zu orientieren, die die Gesellschaft in Wissensproduktionen einbeziehen. Es gibt Organisationen für Verbraucherschutz und es gibt Lernbörsen und vielleicht sind die Fälschungen ein Anlaß, um an eine Art Kundenlobby der Konsumenten oder indirekten Konsumenten von Wissenschaft zu denken?« Ihr Credo heißt Vernetzen, Verbünden, Varianten erproben; die EU-Wissenschaftsbeauftragte macht kein Hehl daraus, daß sie die EU, ihren jetzigen Arbeitgeber, keineswegs für den idealen Rahmen hält, »aber auch das kann sich ändern«.

Es war August in Berlin, als wir uns trafen, da lag es nahe, sie mit dem schlagzeilenmachenden deutschen Kulturbeauftragten zu vergleichen. Amüsiert weist sie jede Verwandtschaft weit von sich, aber sie findet »das, was Herr Naumann versucht, ein interessantes Projekt, auch wenn es wahrscheinlich scheitert. Wir haben seine Freundschaft und Unterstützung, wie auch die der Niederlande, Schwedens, Dänemarks und Österreichs«, und da die Wissenschaftsbeauftragte während der deutschen Präsidentschaft in der EU ihre Tätigkeit aufnehmen soll, wird er vielleicht ein Wort mitzureden haben. »Mein Rahmen ist kein Ministerium, sondern ein Netzwerk, das jetzt schon hervorragend kommuniziert. Mit der Zeit wird es, hoffentlich, Clearingstellen in verschiedenen Ländern geben, ein wichtiges Ziel ist selbstverständlich, über die nationalen Eigenheiten und Beschränkungen hinaus zusammenarbeiten zu können und auch die osteuropäischen Länder einzubeziehen. Erstens, weil sie es besonders dringend brauchen, und zweitens, weil zumindest die Wissenschaft Europa nicht auf Westeuropa begrenzen kann und darf. Wobei jedes Land seine Eigenheiten erhalten sollte, Harmonisierung kann im Fall von Wissenschaft nur schaden.« Ihr Hauptaugenmerk gilt dem »Säen und Gießen neuer Pflänzchen«, mindestens drei Mal betont sie, daß es nicht ihre Aufgabe sei, bestehende Einrichtungen zu ändern. Die neuen Medien, aber auch manche Nischen der noch nicht ganz durchrationalisierten Universitäten böten allerlei Möglichkeiten, auch ohne große Kongresse und neue Lehrstühle das Gespräch über eine andere Wissenschaft zur Dauereinrichtung zu machen, zumindest die jungen Wissenschaftler seien dafür zu gewinnen. »Berlin ist ein guter Ort, um Mauern einzureißen – zwischen Disziplinen und zwischen der akademischen Welt und dem Leben draußen vor der Tür. Etwas frische Luft wird der Wissenschaft nicht schaden, es muß kein Orkan sein.«

Ein Modell oder richtiger, eines von mehreren Modellen ist die seit 1992 bestehende *Flying University*, eine »newsgroup«, die aus dem Bedürfnis der Vernetzung in den neuen Demokratien entstanden ist und quer über Europa (mit

zeitweise besonders starkem Anteil Osteuropas) eine Art offenen Markt bildet, auf dem Informationen über unkonventionelle Studienkombinationen, Erfahrungen mit neuen Lehr- und Lernformen, Beurteilungen von Studiengängen oder auch Lehrenden ausgetauscht werden.

Es gibt verschiedene solcher Gruppen, die meistens keinen festen Ort und keine festen Teilnehmer haben; »in Kopenhagen zum Beispiel hat ein Studententeam mit einer Selbsthilfe angefangen. Ausgangspunkt war der Wunsch von Informatikern, sich mit Philosophie und Chemie zu beschäftigen und dann auch gute Lehrer zu finden; daraus ist eine Börse für die Vermittlung von Fernstudiengängen geworden. Es ist nur bislang nicht möglich, solche Studien auch anzuerkennen«. Sie selbst hat eine Zeit lang eine Plattform für den Austausch über Studienmöglichkeiten moderiert, wo Hinweise über Institute und Professoren weitergereicht wurden, die z. B. in Bologna möglich machten, was in Utrecht nicht denkbar war usw. Wahrscheinlich, vermutet die Wissenschaftsbeauftragte, gibt es eine ganze Reihe von Orten, an denen über neue Formen von Forschung und Lehre nachgedacht – oder zumindest über die vorhandenen Hürden geklagt – wird. Sie plant, derlei in Seminaren zusammenzufassen, die in konkreten Räumen stattfinden, weil sie die Kombination aus virtueller und physischer Begegnung für sinnvoll hält. »Man kann viel über das Internet, in newsgroups und Diskussionsforen vorbesprechen, daneben muß man kurze, intensive Seminare abhalten, face to face. Das ist immer noch billiger, auch wenn die Leute aus ganz Europa zusammenkommen, als ein neues Institut für Ethik. Die vorhandenen Akademien, Institute usw. könnten als Gastgeber fungieren. Für derlei gibt es auch schon Töpfe innerhalb der EU-Programme, die derzeit nicht immer sinnvoll genutzt werden.«

Während ich versuche, die redegewandte (fünfsprachige) Frau wieder zum Thema Fälschung hinzulenken, hat sie eine neue Idee: »Die »wirklichen« Regeln des Wissenschaftsbetriebs sollten nicht nur in Kommissionen oder hinter vorgehaltener Hand oder abends in der Kneipe thematisiert werden. Es hilft doch wenig, wenn die Diskussionen in der Ermahnung münden, die Regeln guten wissenschaftlichen Arbeitens nach DFG-Norm einzuhalten. Das hat alles seine Funktion, aber vielleicht sollte man Vorlesungen oder Tutorien einrichten, in denen die gängigen Formen von Betrug, Ausnutzung von Mitarbeitern, Aufblähen der Publikationslisten, Strategien zur Verdrängung von Konkurrenten usw. gelehrt werden, dann können die Studenten sich damit auseinandersetzen? Das wäre doch innovativ?« (...) und ich weiß nicht, ob sie mich auf den Arm nehmen will. »Wenn Studenten ermutigt sind, weil sie ernst genommen werden, lösen sich einige Probleme längerfristig vielleicht über den Informationsmarkt?« Ein Professor, der

seine Mitarbeiter ausnutzt oder ein Institut, an dem das Klima schlecht ist, würde »Kunden« und Unterstützung verlieren, es gäbe jetzt schon so etwas wie einen guten Ruf, der nicht nur über Publikationslisten und Erfindungen, sondern durch informelle Netze hergestellt würde. »Die jungen Leute beurteilen ein Lehrangebot auch danach, ob der Lehrer seinen Schülern etwas beibringt, ob sie eine Chance haben, selbst etwas auszuprobieren, die fragen, wie die Atmosphäre ist.«

Beim Blick auf solche Qualifikationen kommt Deutschland eher schlecht weg. Sie sei keine Feministin, betont van der Velde, aber neben dem Nachwuchs sieht sie auch bei den Frauen eine zu wenig genutzte Ressource – vor allem, weil »Frauen bislang eher am Rand des Betriebs und in den mittleren Rängen stehen (...) das birgt die Möglichkeit, wenn auch keine Garantie, daß sie etwas mehr kritische Distanz zu den Machtspielen innerhalb der Universitäten und Labors haben« oder jemand, der von den Frauen unterstützt wird, Themen einbringen kann, die innerhalb der Männerbünde als »nicht wissenschaftsfähig« ausgeschlossen werden.

Wir warten auf die Hauptspeise und schweifen ab zu politischer Korrektheit und Oasen für Frauenforschung, die sie für »notwendige, aber nicht mehr produktive Modelle« hält. »Es wird ja nach innovativen Ideen gerufen. Das wäre innovativ, wenn in Deutschland Frauen viel mehr, nicht nur gefördert, sondern »ranglassen werden.« Es sei in den USA auch nicht von selbst gegangen, da würde immer über den Atlantik geschickt und die Privatuniversität gelobt und der freie Wettbewerb. Aber ohne »affirmative action« – die vom Staat, aber auch von den einzelnen Universitäten und durch Privatinitiativen unterstützt wurde – wären die USA vielleicht gar nicht so innovativ? Der selektive Vergleich mit den USA inspiriert sie. »Ich kann mir auch vorstellen, daß Bewegung in die europäische Wissenschaft kommt, wenn auch noch russische, pakistanische oder gar afrikanische Wissenschaftler an die Institute kämen und nicht nur für ein halbes Jahr als Gastdozenten. Oder denken Sie an den riesigen Pool von Leuten, die z. B. aus dem ehemaligen Jugoslawien ins Exil gehen mußten, da sind viele hochqualifizierte Leute dabei und in Relation zu unseren Wissenschaftlern unglaublich billig! Es kann doch sein, daß es auch unter den Albanern, Rumänen oder Nigerianern kluge, gut ausgebildete Leute gibt. Das sind alles Ressourcen, die zur Zeit verschleudert werden. Was glauben Sie, was die amerikanische Forschung oder auch Universität heute wäre, wenn dort nicht ständig – und vor allem nach 1933 aus Deutschland – Exilanten neuen Input gegeben hätten.«

Zum Thema Innovation gehören für sie auch Kollegen, die ihre festen Stellen an traditionellen Institutionen haben, »die sie aber eng einbinden und oft frustrieren«, weil sie Themen und Rhythmen in oft unsinniger Weise vorschreiben und die deshalb die interessanten, experimentellen



Lehrveranstaltungen nebenbei halten – auf Sommer-, Pfingst- oder Herbst-Universitäten; ein Chatter hat sie auf die Vorlesungsreihen von Siemens in Berlin aufmerksam gemacht, »die besser sein sollen als das meiste, das an der Universität geboten wird«, ihr ist auch aufgefallen, daß die »Berliner Lektionen« von den Festspielen zusammen mit Bertelsmann veranstaltet werden. Sie hat keine Berührungsängste, »solange was Gutes dabei rauskommt. Es wird, ob man das will oder nicht, in Zukunft keine privilegierten Institutionen qua Gesetz geben, der Prozeß ist nicht mehr aufzuhalten«. Allerdings muß man im Auge behalten, daß derlei nicht nur anarchisch nach Marktprinzipien wächst und – damit sind wir nun doch zurück beim Thema – Scharlatane diesen Wachstumsmarkt beherrschen. »Vielleicht entwickeln sich Foren, auf denen über Qualität gesprochen wird.«

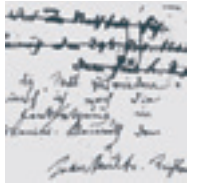
Die Frage nach der Finanzierung will Frau van der Velde vorerst nicht beantworten, auch dafür will sie zuerst die vorhandenen Ideen aufgreifen und nach Wegen suchen, wie sie weiterentwickelt werden können. »Eine Idee – und das sind ja immer nur Denkanstöße, um überhaupt etwas in Bewegung zu bringen, eine Idee ist, ebenfalls nicht neu und in anderen Ländern viel weiter erprobt: Teilzeitstellen. Man muß nicht einmal große Einschnitte machen. Stellen Sie sich vor, bei einem Akademikerehepaar, womöglich noch ohne Kind oder, was es ja auch reichlich gibt, Kinder sind schon außer Haus, geht einer von beiden auf eine 80% Stelle. Vielleicht gibt es Mechanismen, um zu verhindern, daß es immer die Frau ist. Oder selbst bei jüngeren Beamten, selbst wenn der Ehepartner kein Akademiker ist (...) 20%, das sind in den Gehaltsklassen verdienter Professoren doch Größenordnungen, die bestenfalls die Renovierung der Datscha oder den Anstrich fürs Segelboot um ein Jahr verzögern. Das Groteske ist doch, daß wir – auch im Wissenschaftsbetrieb – die völlig überarbeiteten Projektemultis haben, die gar nicht mehr zum Denken kommen, weil sie dauernd bei Konferenzen sitzen, Anträge formulieren oder Berichte verfassen müssen, und viele, die zwar Zeit hätten, aber depressiv werden oder irgendwelche Jobs machen, obwohl sie gut ausgebildet sind – nicht nur im »falschen Fach«, sondern in Denken, Prüfen, Entwickeln oder Fragenstellen« ... Ihre Mimik verrät dabei, daß sie selbst große Zweifel an dem hat, was sie sagt. »Worüber ich aber gerne laut nachdenken möchte ist, wie die Reflexion über die Probleme der Wissenschaft und der Wissenschaftsorganisation zur permanenten Begleitmusik von Forschung und Lehre gemacht werden könnten – nicht wieder in einem Spezialinstitut für Ethik oder Wissenschaftssoziologie kaserniert, wo dann noch mal 400 Publikationen pro Jahr gedruckt, auf Staatskosten verteilt und ungelesen ins Regal gestellt werden. Es ist auch nicht mit Kongressen getan, zu denen nur diejenigen hinfahren, die entweder bezahlt werden und, weil sie Experten sind, sich wieder nur zur

Verbesserung ihrer Karrierechancen profilieren oder die ohnehin Kritischen. Man müßte so etwas viel mehr in den Alltag der Wissenschaftler integrieren.«

Womit wir am Ende unseres Gesprächs wieder auf das Problem von Lug und Trug zurückkommen. »Man tut in Deutschland immer noch so, als ginge es um ein paar schwarze Schafe und um Maßnahmen, die gegen Abweichler ergriffen werden müssen. Es könnte sein – ich will nicht sagen, daß es so ist –, daß die Unkorrektheit, daß Tricks und die Notwendigkeit, sich größer zu machen, als man ist, zum gegenwärtigen System Wissenschaft gehören. Falls das so ist, wäre es hilfreicher, offen darüber und nicht von fehlender Ethik wie von einer Krankheit zu reden, sonst kuriert man bestenfalls die Symptome.«

Bei der Verabschiedung denken wir gemeinsam darüber nach, ob Hochleistungssport und immer neue Rekorde überhaupt ohne Doping erreicht werden können. »Man muß überlegen, ob das »höher, schneller, weiter« überhaupt noch Sport und die Fähigkeit, eine Unzahl von Veröffentlichungen, Auftritte bei den jeweils richtigen Kongressen und Weltmeistertitel im Akquirieren von Drittmitteln noch Wissenschaft ist.«

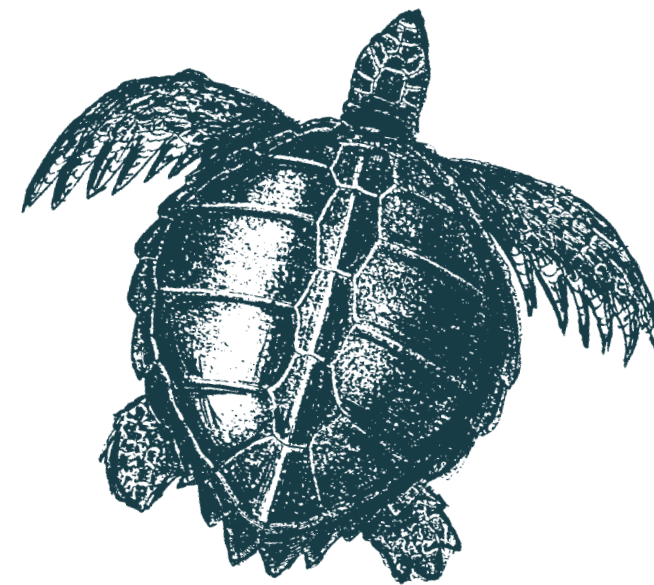
Und fügt im Weggehen hinzu: »Ich wollte mich darüber ohnehin mal mit Rudi Altig unterhalten.«



Die Krone der Fälschung – Der falsche Gekrönte

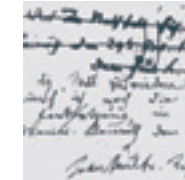
Was bisher geschah

Testudo volans, die fliegende Schildkröte, wurde zum Maskottchen dieser Zeitschrift ernannt – aufgrund diverser Verwandtschaften mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, vormals Akademie der Wissenschaften der DDR, vormals Preußische Akademie usw. Sie gilt als Symbol für das Unmögliche und verbindet Langlebigkeit und Erdschwere mit mobiler Luftigkeit. Während sie im ersten, der Forschungsfreiheit gewidmeten Heft, altphilologische, editorische, historische Ressourcen nutzte, um sich metaphorisch mit dem Für und Wider der Wissenschaftsfreiheit auseinanderzusetzen, schwebt sie diesmal durch die Kulturgeschichte von Lug und Trug. Denn was wäre das Abendland ohne List und Lüge, sagte sie zu Odysseus.



Bevor echt von falsch mit modernen technischen Methoden unterschieden werden konnte, gelang es hin und wieder Doppelgängern, wenigstens für kurze Zeit den Gipfel der Macht zu erklimmen. Es genügte nicht, dem nachgeahmten Herrscher äußerlich zu ähneln; neben gewissen Kenntnissen der jeweiligen höfischen Verhältnisse mußte man in Zeiten, wo das Backen zu kleiner Brötchen oder Gewichtsfälschungen drakonisch bestraft wurden, entweder ziemliche Dreistigkeit oder aber den Mut der Verzweiflung besitzen, um sich auf ein Unternehmen einzulassen, das üblicherweise mit dem gewaltsamen Tode des Prätendenten endete.

Nicht jeder war dabei so leicht zu entlarven wie der falsche Smerdis, von dem uns Herodot erzählt. Den echten hatte sein Bruder, der Perserkönig Kambyses, in Persien insgeheim umbringen lassen, während er selbst in Ägypten Krieg führte. Unterdessen erschlichen sich zwei Brüder die Macht: Der eine besaß als Hausverwalter des Kambyses die notwendigen Insiderinformationen, während der andere nicht nur dem Smerdis sehr ähnelte, sondern – so ein Zufall – den gleichen Namen trug. Dummerweise hatte er aber als Strafe für ein nicht näher überliefertes Vergehen seine Ohren eingebüßt. Als Kambyses in Ägypten verstarb, erbte »Smerdis« dessen Reich und mit der Herrschaft auch den herrscherlichen Harem. Nun wußte jedoch einer



seiner neugewonnenen Schwiegerväter von dem körperlichen Makel des falschen Smerdis und veranlaßte seine Tochter, nach vollzogenem Beischlaf bei ihrem Gatten zu testen, ob er der echte mit oder der falsche ohne Ohren sei. Aus diesem Umstand schließen die Historiker, daß Smerdis keine Glatze hatte.

Ob die »natürlich« falsche Päpstin sich eine ihr schon qua Geschlecht nicht zustehende Autorität angemaßt hat oder die ganze Geschichte ein Schwindel ist, läßt sich nicht mehr feststellen. Bis zur Reformation jedenfalls hat man der Legende geglaubt, wonach der Betrug erst entdeckt wurde, als der »Papst« während einer Prozession in Rom niederkam. Mutter und Kind sollen auf der Stelle verstorben und vor Ort begraben worden sein.

Aus der Fülle der Beispiele, die auch das hohe und späte Mittelalter zu bieten hat, ragen die zahlreichen falschen Friedrichs heraus. In der Nachstaufferzeit verband sich die Hoffnung auf einen endzeitlichen Friedensherrscher zwar mit dem Namen Friedrich – auch wegen der möglichen etymologischen Nähe (Friedenskönig). Sie bezog sich anfangs nicht, wie die erst in der Neuzeit entstandene Kyffhäusersage vorgibt, auf Friedrich I. Barbarossa (1152–1190), sondern auf dessen Enkel Friedrich II., der seinen Zeitgenossen – je nach Standpunkt – entweder als Ketzer oder als eine Art Weltwunder galt. Ausgerechnet in Deutschland, wo er sich die wenigsten seiner 38 Herrschaftsjahre (1212–1250) aufgehalten hat, fand er eine Reihe von Nachahmern, unter denen Tile Kolup (=Dietrich Holzschuh) wohl das größte Aufsehen erregte. Er konnte etwa ein Jahr lang im niederrheinischen Neuss regelrecht Hof halten. Als er vor seinem mächtigeren Nachbarn, dem Kölner Erzbischof, in die Wetterau auswich, wurde er von der Reichsstadt Wetzlar zunächst aufgenommen, beim Nahen des rechtmäßigen Königs Rudolf von Habsburg diesem aber ausgeliefert und am 7. Juli 1285 vor den Toren der Stadt als Ketzer verbrannt.

Aus Brandenburg ist immerhin ein Pseudo-Markgraf überliefert: Als mit Woldemar (oder auch Waldemar) im Jahre 1319 der letzte regierungsfähige brandenburgische Askanier im Mannesstamm starb, fiel die Markgrafenwürde den bayerischen Wittelsbachern zu, deren damals prominentestes Mitglied der Kaiser, Ludwig IV. der Bayer, war. Sein zeitweiliger Gegenkönig und Nachfolger Karl IV. aus der Familie der Luxem-

burger hatte natürlich kein Interesse daran, daß die Wittelsbacher nach dem Tod Ludwig des Bayern (1347) in Brandenburg die Macht behielten. Als sich im Jahre 1348 ein Pilger (nach manchen Interpretationen soll das lediglich eine Umschreibung für Landstreicher gewesen sein) dem Magdeburger Erzbischof als Markgraf Woldemar offenbarte, der nach 29jähriger Pilgerfahrt zurückgekehrt sei, spielte König Karl das (wahrscheinlich abgekartete) Spiel mit. Er ließ durch eine Kommission am 2. Oktober 1348 öffentlich Woldemars Echtheit feststellen, um daraufhin »den lieben Schwager und Fürsten« mit der Mark Brandenburg und der damit verbundenen Kurwürde zu belehnen. Auch nach der Aussöhnung zwischen den Kontrahenten ließ er den falschen Woldemar nicht sofort fallen; er wurde erst im April 1350 förmlich abgesetzt und hat seinen Anspruch offensichtlich nie aufgegeben. Er, dem als große Ausnahme unter den uns bekannten Usurpatoren 1356 oder 1357 ein natürliches Ende vergönnt war, wurde als Markgraf in der Dessauer Marienkirche beigelegt. Kürzlich ist er aufstanden: 1997 publizierte ein bekannter Berliner Lokal- und Kriminalautor einen Roman, in dem der falsche Woldemar als »Der letzte Askanier« gefeiert wird.

Der falsche Dimitrij, ein angeblicher Sohn des Moskauer Zaren Iwan IV. (genannt der Schreckliche) hat die Phantasie großer Geister wie Lope de Vega, Friedrich Schiller, Alexander Puschkin oder Modest Mussorgskij angeregt. Den Romanows schließlich verdanken wir, um an Hochstaplern für Zaren (Peter III.), französische Könige (Louis XVII.) oder Preußenprinzen (Harry Domela als vorgeblicher Prinz Wilhelm) vorbei den Bogen zur Jetztzeit zu schlagen, auch den wohl aktuellsten Fall, den der angeblich überlebenden oder auferstandenen Tochter Anastasia – nomen est omen – des letzten Herrschers aller Reußen, Nikolaus II.

Heute gewinnt Anastasia im Zeichentrickfilm für kleine und große Kinder neues Leben; Adaptionen historischer Figuren entfalten ein eigenes Leben, Fiktionen herrschen über die Zeitgenossen und scheinen realer als Realität, zumindest sind sie stärker präsent als die historischen Vorlagen, deren Geschichten in Schrift und Bild nach Belieben verformt werden. Fortschritt ist, daß niemand deshalb als Ketzer verbrannt wird.

Chelys

Gisela Zies

Kann denken, wer nicht wünscht?

Brief an einen Wissenschaftler

Lieber Bruder, Du bittest mich, etwas zum Thema »Fälscher in der Wissenschaft« zu schreiben und nennst mir Margaret Mead und Paul Kammerer als Prototypen. Unser Vater hat oft erzählt, wie dumm letzterer gewesen sei, an die Vererbung erlernter Eigenschaften zu glauben und seinen Glauben durch Fälschung beweisen zu wollen. Nach allem, was ich inzwischen von ihm weiß, ist er für mich eher ein Opfer gewesen als ein Täter. Ebenso die Mead.

Erinnerst Du Dich an das Gesprächsklima in unserem Elternhaus? An den ideologischen Druck, das unausgesprochene Denkverbot, weil allein Vaters Worte wahr und Antworten bereits Widerworte waren und bestraft wurden? Du bist wie er Wissenschaftler geworden, unsere Schwester Künstlerin, ich pendele zwischen beiden Bereichen, suche nach Worten und Bildern für dieses »Dazwischen«. Wer in der Doppel-Falle sitzt, wie Bateson es nennt, weil jeder Ausweg dich einfängt, wird leicht zum Lügen verführt, zu einem poetisch verschlüsselten Denken, das dicht und in sich geschlossen ist, so daß keine Information mehr nach außen dringt, damit er nicht beim Widerspruch zum herrschenden Wort ertappt wird. Dieses Klima, in dem Lügen und Täuschen Normalität werden können, ist es, das mich interessiert und das immer entsteht, wenn die Weltsicht Weniger herrschende Sichtweise ist, wenn die Dinge anders zu sehen, bereits Aufstand bedeutet. So daß es schließlich nur noch jene gibt, die ihr Selbst verfälschen, bis es völlig entstellt ist, und andere, die den Kampf aufnehmen und ihre Sicht aus Verzweiflung ebenfalls als Wahrheit auszuweisen versuchen. Fast scheint es dann, als sei das Fälschen selbst der eigentliche Täter und bediene sich lediglich der Psyche des Menschen.

Nun zu den beiden von Dir genannten Personen. Ich finde die Mead zwar arrogant, hochmütig und oberflächlich, und es stimmt auch, daß sie das Beobachtete über das normale Maß subjektiver Befangenheit hinaus verfälscht hat, trotzdem kann ich sie verstehen. »As a small child I used to accompany my mother on women's suffrage demonstrations«, heißt es in ihrer Biographie. Ihr Blick wollte den ausschließlich männlichen Forscherblicken ebenso standhalten wie den Behauptungen, daß jede Biographie biologisches Schicksal sei. Und sie wollte »größere Beweglichkeit in unsere Vorstellungskraft« bringen. Im Rausch

dieses Aufbruchs hat sie unverzeihliche Fehler gemacht. Aber was ist mit den subtilen, in Selbstverständlichkeiten versteckten Fehlern ihrer Kollegen? Vorstellungen über »Naturvölker« sind generell gefälscht. Weil nämlich männliche Forscher in der Regel nur männliche Informanten befragen. Margaret Mead war die erste, die sich den Frauen zuwandte. Und trotz der berechtigten Kritik an ihrer Arbeit, muß ihr zugute gehalten werden, daß andere Frauen durch ihren Mut, ihre Begeisterung zu weiterem Forschen angeregt wurden. 1977 zum Beispiel dokumentierte Brigitta Hauser-Schäublin, daß Männer und Frauen der Iatmul in Papua-Neuguinea in verschiedenen Sphären mit unterschiedlichen, aber gleichwertigen Wertsystemen leben. Ihre männlichen Kollegen hatten sich bis dahin nur für die Welt der Männer interessiert, für die Frauen war nur übriggeblieben, was sie angeblich alles *nicht* hatten: zum Beispiel Mythen oder Macht. In Wahrheit erzählten sie sich ihre eigenen Geschichten oder hatten sie im Gegensatz zu den Tauschgeschäften der Männer, die sehr oft Täuschungsgeschäfte waren, weil eng mit Prestigegewinn und -verlust verbunden, ein eigenes Austauschnetz, welches der Versorgung diente und zugleich eine Garantie dafür war, daß zwischen zwei Dörfern kein Streit entstand. Wie würdest Du urteilen? Auf der einen Seite die entlarvte »Fälscherin« Mead, auf der anderen Seite ihre zahllosen nicht entlarvten Kollegen. Weder die eine noch die andere sind Betrüger. Trotzdem fälschten sie, taten sie Unrecht. Oder lies bei den Anthropologen nach. Wenn wir aufrecht gingen, dann deshalb, weil der Große Jäger die Ferne nach Beute absuchen mußte. Wenn wir in Höhlen wohnten, dann deshalb, weil *er* eine Basis brauchte, um heimkehren zu können. Wenn wir sprechen lernten, dann deshalb, weil *er* die nächste Safari planen und über die letzte prahlen mußte. Bei den Anthro- und Ethnologen wimmelt es nur so von Unlogik, Fehl-Antworten und von nicht gestellten Fragen, was genauso verfälschend ist.

Oder was ist mit jener Haltung vieler Wissenschaftler, die mir das Lesen ihrer Texte so schwer macht? Da wird zum Beispiel in dem Text, den Du mir geschickt hast, von »Weib und Wissenschaft« statt von Wissenschaftlerinnen gesprochen, leistet man sich billigen Spott, werden Assistentinnen als entweder »mausgrau« oder »lässig betörend«

Deutsch *Lazerte* die Eidechse
 Deutsch *Lazeration* der Einriß, die Rißwunde
 Englisch *lacerator* der Spitzenklöppler
 Italienisch *lazzaro* aussätzig
 Lateinisch *lacerare* zerreißen, zerfleischen
 Lateinisch *dens lacerans* Reißzahn der Raubtiere
 Lateinisch *Inocyba lacera* Pilz mit schuppigem Kopf, Wirrkopf

beschrieben, erwähnt man so nebenbei, daß die zunehmende Zahl der Fälschungen auch Folge der Emanzipation sei. Logisch! Frauen sind nicht die besseren Menschen! Ebenso könnte man dies mit der Zunahme wissenschaftlich tätiger Menschen erklären. Doch plötzlich differenziert ›mann‹. Und von mir verlangst Du, daß ich mich über Mead und Kammerer empöre? Oder wenigstens, falls ich die beiden zu sehr mag, über die zahllosen kleinen Schwindler und Laborlummel, von denen die Presse berichtet?

Ich bin einem spannenderen Gedanken auf der Spur. Und der hat mit Paul Kammerer und dem Experiment, das ihn möglicherweise das Leben gekostet hat, zu tun. Er hielt es nicht aus, an Selektion zu glauben. Leben strebt von sich aus nach vorn, sagte er, und wird »falls es scheitert, nicht auf dem Friedhof der Zuchtwahl bestattet«. Das ist ein Satz, der mich erregt, bewegt, zutiefst mit mir und Dir zu tun hat. Weil wir unter dem ›Schwert des Darwin‹ aufwachsen und uns Worte wie Zucht, Zuchtwahl, Selektion in mehr als einem Sinn erschrecken. Das ist einer der Gründe, warum ich mich mit Kammerer so identifiziere. Für mich ist er eine tragische Figur und Selbstmord die letzte Aussage eines Menschen, den man zuvor nicht angemessen gehört hat. Er überließ seinen Leichnam der Universität zu Forschungszwecken. In seinem Abschiedsbrief heißt es: »Vielleicht finden meine Kollegen dann in meinem Hirn eine Spur dessen, was sie an lebendigen Äußerungen meines Geistes vermißten.« Ich kann Dir nicht beschreiben, wie sehr mich dieser Satz berührt. Selbst wenn die Schwierigkeiten seiner Geburtshelferkröte nicht Tinte, sondern wirklich Hornhaut gewesen wären, hätte dies auch nicht die Vererbung erlernter Fähigkeiten bewiesen, aber: daß etwas *außerhalb* der Zellkerne Befindliches die Reaktivierung verlorener Eigenschaften bewirken kann. Diesem Rückwärts, so denk' ich, dieser Reaktions-Richtung war der Lamarckist Kammerer so verzweifelt auf der Spur. Er wollte unbedingt Beweise für Gegenläufiges finden, wollte sich retten, nicht umbringen. Doch der Schmerz schrillen Hasses in seinen musikalischen Ohren hat ihn zerrissen. Er war in die Falle zwischen der Skylla Ost und der Charybdis West geraten. Denn egal, ob Faschisten, Kommunisten oder Demokraten, sie alle glaubten an die Macht der Gene.

Mir macht es Angst, wenn das Gen als gottartig mächtiger Schöpfergeist gesehen wird, als eine Art Ur-Wort, so daß alle Nichtgläubigen gezwungen werden, an einem Wahrheitskrieg teilzunehmen. So wie damals, als die Darwinisten noch gegen die Lamarckisten anlärmt. So wie heute Genetiker, Neo-Darwinisten und Keimbahn-Dogmatiker gegen jene kybernetisch Denkenden, die vorsichtig den Determinismus der Gene in Frage stellen und zugeben, daß der Weg vom genetischen Code zum Bau von Eiweiß bis zum äußeren Erscheinungsbild nicht so irreversibel ist wie angenommen, daß da zwischen Lebewesen und Umwelt Kommunikationen stattfinden, deren Medium

noch unbekannt ist. Genau diesen *Worten und Widerworten* zwischen Leben und seinem Umfeld sind neuere Forschungen auf der Spur.

Du nennst ein Beispiel: »Eier der Fruchtfliege, die lange am mütterlichen Eierstock angedockt liegen, nehmen auf bisher ungeklärte Weise zusätzliche Erbinformationen der Mutter in sich auf.« Oder dieses Beispiel: »Zwischen beiden Seiten einer Zellmembran herrscht eine Spannung, die Strom erzeugt, der ausreicht, elektrisch geladene Moleküle auszusortieren, vielleicht auch neu anzuordnen.« Oh, wie ich diese Angriffe auf das Schöpfermonopol der Gene genieße! Endlich wird deutlich: Gene machen nicht die ganze Arbeit; das Erbgut ist keine *Kommandostelle* für den Aufbau von Leben. Gene schaffen lediglich die Bedingungen, unter denen weitere Entwicklungsabläufe stattfinden können. Das Leben selbst ist immer schon abhängig von wenigstens einer Zelle um sich herum.

Vielleicht war es falsch, Lamarck so gründlich zu verspotten. Er als erster hatte das existentielle Zusammenspiel zwischen lebenden Systemen und ihrem Medium erfaßt. Ob eine Entdeckung wie die der ›springenden Gene‹, für die Barbara McClintock den Nobelpreis bekommen hat, Paul Kammerer das Leben hätte retten können? Als Barbara McClintock jung war, hat man ihre Forschung auch nicht ernst genommen. Zum einen weil sie eine Frau war, zum andern weil die Ergebnisse gegen das herrschende Dogma – vom Gen als beziehungslose, unverbunden letzte Einheit – verstießen. Aber im Gegensatz zu Paul Kammerer war sie geduldig, uneitel und psychisch stabil. Dennoch bin ich sicher: weder seine finanzielle Lage noch seine letzte unglückliche Liebe, auch nicht sein ruiniertes Ruf als Wissenschaftler waren ausschlaggebend für seinen Selbstmord. Eher schon die unerträgliche Spannung zwischen seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Fähigkeiten. Er war ein *Zerrissener*. Er glaubte an die Sympathie zwischen den Dingen. Und zum Beispiel auch daran, daß Ereignisse, die auf unterschiedlichen Kausal-Linien wie auf Breitenkreisen liegen, dennoch gleichzeitig, vielleicht auf unbekanntem Meridianen stattfinden können. Sein Pistolenblitz kommt mir vor wie die Vorankündigung eines Unwetters aus Wahnsinn, Dummheit und Grausamkeit das wenige Jahre später ausbrach.

Wußtest Du, daß Paul seine Tochter Lacerta, ›Eidechse‹ (die mit der *zerrissenen* Haut) genannt hat? Er liebte Reptilien und Amphibien. Ich behaupte, er *war* amphibisch! Hat auch mal eine Kröte geküßt. So wie ich als Kind einen Frosch. Ist Paul jetzt mein Prinz? Jedenfalls muß er geahnt haben, daß da eine aufregende Erkenntnis wie ein goldener Spielball im Brunnen der Wissenschaft verborgen lag. Eine, die nur eine Amphibie, eine ›*beidseitig Lebende*‹ ans Licht bringen kann. Ich weiß, solche Sätze ärgern Dich, Du magst keine Undeutlichkeiten. Darum laß es mich so sagen: das Leben kam aus dem Wasser, es kroch an Land.

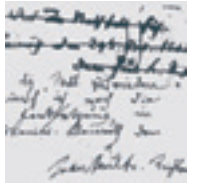
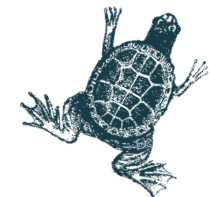
Amphibien bleiben ihr Leben lang im Dialog mit diesen Elementen. Die Lebendigkeit ihrer *Worte und Widerworte* kann mal die eine, mal die andere Seite hörbar machen. Lebewesen gleiten durch ihr Medium. Ihre Lebensweisen helfen ihnen dabei, sich zu bewahren. Aber sie bewahren sich nur, indem sie veränderbar bleiben, indem sie sowohl die Spannung zwischen Innenwelt und Außen-Umwelt aufrechterhalten als auch die zwischen dem Ort, der gerade verlassen, und dem, der neu gesucht wird. Kommunikation nicht als Einbahnstraße aus herrschendem Wort und die-

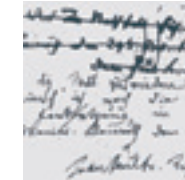
nender Antwort, sondern als eine Art Hin- und Herschwingen. Wenn Pauls geliebte Landkröten, von denen er sich so inbrünstig Hilfe bei der Geburt seiner Gedanken erhofft hatte, wieder Eigenschaften von Wasserkröten zeigten, dann mag das eine Folge dieser stets aktiven Schwingung gewesen sein, wird das *amphibische Spiel* für mich hier deutlich.

Mit lieben Grüßen!
 Deine Schwester

Paul Kammerer, 1881–1926, Sohn eines Wiener Fabrikanten und einer Pianistin, studierte Musik, dann Zoologie. Er war dreimal verheiratet, hatte eine Tochter. Sein exzentrisches Wesen befremdete viele, auch Gustav und Alma Mahler. »Wüst und naiv zugleich beehrte er weinend die Erfüllung seiner Wünsche.« Ihm wurde eine Experimentalstation mit Amphibien anvertraut, seine Arbeit brachte ihm internationalen Ruhm ein. Er wollte beweisen, daß erlernte Eigenschaften genetisch fixiert werden können, hielt Landkröten bei höheren Temperaturen als sie es gewohnt waren und stellte ihnen zur Abkühlung frisches Wasser hin. Die Kröten begaben sich ins Wasser, wo sie sich auch paarten. Ihre Nachkommen entwickelten dieselben Haftschielen, die ihre Verwandten, die Wasserkröten-Männchen, bereits hatten, um sich an ihren glitschigen Sexpartnerinnen festhalten zu können. Er konnte das Experiment nicht wiederholen. Stattdessen kam ein Engländer nach Wien, untersuchte sein in Alkohol schwimmendes Beweisstück und entdeckte, daß die Hornhautpunkte unter die Haut gespritzte Tintenpunkte waren. »Nicht, daß etwas Schwindelhaftes in ihm war, doch er wünschte die Ergebnisse seiner Forschungen so glühend herbei, daß er unbewußt von der Wahrheit abweichen konnte.« (Alma Mahler). 1919 erschien sein »Gesetz der Serie«, ein Text über Zufälle, der viel diskutiert wurde, den Einstein originell fand. Nach dem Weltkrieg verlor seine Familie ihr Vermögen. Kammerer fuhr in die USA zu Vorträgen. *Nature* druckte Texte von ihm, aber auch den Bericht, der ihn der Fälschung überführt hatte. Sein Institut wurde aufgelöst. Moskau bot ihm eine Professur für Vererbungslehre an. Alma Mahler erzählt, er sei in Moskau gewesen, wo man aber keine einzige der vielen Versprechungen gehalten habe, so daß er hoffnungslos und finanziell ruiniert nach Wien zurückgekehrt sei. Am 23. September 1926 fanden ihn Waldarbeiter auf einem Weg im Gebirge mit durchschossener Schläfe, an einen Felsen gelehnt.

Margaret Mead, 1901–1978, Tochter eines amerikanischen Professors und einer Lehrerin, studierte Psychologie und Ethnologie, war dreimal verheiratet. Obwohl ein Arzt die Diagnose gestellt hatte, sie könne keine Kinder bekommen, gebar sie 1939 ihre Tochter Mary Bateson. Ehemann war der Anthropologe und Psychologe Gregory Bateson, dessen Vater heftig gegen Kammerer polemisiert hatte. 1925 erhielt Mead ein Stipendium für eine Forschungsreise nach Polynesien. In ihrem Buch »Kindheit und Jugend in Samoa« beschreibt sie sexuell freie, glückliche Menschen. Sie wollte unbedingt beweisen, daß es kein biologisches Schicksal sei, wenn man als heranwachsender Amerikaner Probleme habe. Ihre Biographie von 1972 verrät Selbstbewußtsein, aber auch eine Selbstzufriedenheit, die die Grenze zur Arroganz überschreitet. Wenn sie die Kultur der Arapesh »dürrig« nennt, weil es in ihr »wenig Verfeinerung« gebe, wenn sie sagt: es habe alle ihre »gut entwickelten Feldforschungsfähigkeiten in Anspruch genommen, irgend etwas daraus zu machen«... »ein dynamisches Element in ein sonst ziemlich flaches Bild einer anderen Gesellschaft zu bringen«, wird ihre oberflächliche Einstellung deutlich. Nach ihrem Tod veröffentlichte Derek Freeman sein Buch »Margaret Mead und Samoa«, das sie der Fälschung bezichtigt. Der 1917 in Neuseeland geborene Anthropologe, der mehrere polynesischen Dialekte sprach, beschrieb das Gegenteil dessen, was Mead herausgefunden hatte: zum Beispiel strenge Sexregeln, hohe Jugendkriminalität, rigid hierarchische Strukturen, den sogenannten musu-Zustand, eine Art Lähmung aus innerem Protest, der für sie nur »geheimnisvoll« war.





Lügen und Fälschen in Zeiten des Krieges

Großvater wollte uns arische Pässe besorgen. Er wußte, wie man sich mit Geld echte oder gefälschte Geburts- und Taufurkunden und alle anderen von den Deutschen erfundenen unsinnigen Dokumente verschaffen konnte. Dann würden wenigstens Großmutter, er und ich nach Warschau gehen und dort in der Versenkung verschwinden können. (...) Es war allgemein bekannt, daß die größte Gefahr für Juden, die unter arischem Namen lebten, darin bestand, von der polnischen Polizei denunziert zu werden. (...) Die Deutschen konnten einen assimilierten Juden nicht von einem Polen unterscheiden. Juden, die sich als Polen ausgaben, wurden von den Deutschen nur erwischt, wenn die polnische Polizei oder ein polnischer Denunziant dabei half oder wenn der Ariernachweis, den der Jude vorzeigte, schlecht gefälscht war.

Louis Begley, Lügen in Zeiten des Krieges, Frankfurt 1997

Ein sonderlich konspirativer Typ war ich nie, doch vieles läßt sich lernen, zumal wenn es um Kopf und Kragen ging: der Umgang mit unsichtbarer Tinte, mit doppelbödigen Koffern, gefüllten Bucheinbänden und falschen Pässen. (...) Reisepapiere mußten präpariert werden, ein norwegischer Paß auf den Namen Gunnar Graasland, mit einem Foto versehen, das ein Grafiker zurechtfrisierete, ich mußte eine fremde Unterschrift lernen und mir einen fremden Lebenslauf zueigen machen, was mir so gut gelang, daß ich noch als Berliner Bürgermeister alle Daten parat hatte.

Willy Brandt, Erinnerungen, Berlin 1989

Der Name ›Klempner‹ hat nichts mit dem Klempnerhandwerk zu tun, es bedeutet den Klopfer, den Gemeindediener, der morgens an die Türen oder Fenster der Frommen klopft und sie zum Frühgebet weckt, er war in Dresden nur durch ganz wenige, wohlbekannte Exemplare vertreten, und ich war der einzige nach so vielen Schreckensjahren dort Übriggebliebene. (...) Ein Punkt genügte, um aus dem -m- ein -n- zu machen, und ein Millimeterstrich verwandelte das erste -r- in ein -t-. So wurde aus Klempner: Kleinpeter (...) Eine kleine Urkundenfälschung, die an meiner Lebensrettung mitgeholfen hat. (...) Ich bin gewiß, daß mein Fall nicht der einzige sein wird.

Victor Klemperer, LTI Notizbuch eines Philologen, Leipzig 1990

Eine meiner schwierigsten Aufgaben bestand darin, [die Flüchtlinge] davon zu überzeugen, daß sie gehen mußten. Einige Intellektuelle waren besonders schwierige Fälle. Sie zitterten vor Angst bei dem Gedanken zu bleiben und waren wie gelähmt bei dem Gedanken zu fliehen. Man versorgte sie mit einem Paß und ordnungsgemäßen Visa – und einen Monat später saßen sie immer noch in den Cafés von Marseille und warteten darauf, daß die Polizei sie abholte.

Varian Frey, Auslieferung auf Verlangen, München 1986

Wir alle hatten bei den begangenen ›Fragebogenfälschungen‹ (...) oder der Verleugnung unserer Identität auf den zum Zwecke unserer Rettung fabrizierten Reisepapieren in Notstand gehandelt (...) mit dem stillschweigenden Einverständnis der zuständigen amerikanischen Behörden in Washington und ihren Auslandsvertretungen. Politiker, Bankiers, Geistliche, Minister, Fürsten, Gelehrte, Künstler vieler europäischer Nationen hatten sich fast ausnahmslos falscher Papiere zu bedienen, um ihre Flucht aus dem besetzten Frankreich vor dem Zugriff der Gestapo möglich zu machen.

Alfred Kantorowicz, Deutsches Tagebuch, Bd 1, München 1959

Gefälschte Gutachten

Ein Ruhmensblatt der deutschen Wissenschaft

Der Romanist Werner Krauss gehörte während des Nationalsozialismus der Widerstandsgruppe um Harro Schulze-Boysen an. Krauss wurde aufgrund einer Zettel-Klebeaktion im November 1942 von der Gestapo festgenommen und zum Tode verurteilt. Das Todesurteil wurde, nicht zuletzt dank mehrerer ›wissenschaftlichen‹ Gutachten, die Krauss mangelnde Zurechnungsfähigkeit bescheinigten, in eine – lebensrettende – fünfjährige Zuchthausstrafe umgewandelt. Neben dem Psychoanalytiker Hans von Hattingberg, dem Anglisten Max Deutschbein, dem Romanisten Ernst Robert Curtius hatte der Philosoph Hans Georg Gadamer eines der Gutachten verfaßt. Die vier Gutachten retteten nicht nur Krauss' Leben, sondern auch die Ehre der Wissenschaft.

»Zu der Frage, ob mir von Professor Werner Krauss von der Norm abweichende Züge bekannt sind, habe ich folgendes zu erklären: Krauss habe ich während der Jahre unserer gemeinsamen Lehrtätigkeit in Marburg als einen so genialen Forscher und bedeutenden Lehrer kennengelernt, daß gewisse Seltsamkeiten seines Wesens nur als Kehrseite seiner ungewöhnlichen geistigen Begabung erscheinen mochten, so ein gewisser Hang zum Mißtrauen gegenüber Kollegen und Studenten, die seinen Wirkungskreis nur streiften, so umgekehrt eine gewisse Kritiklosigkeit bzw. Schwäche für solche, die sich seiner Führung anvertraut hatten.

Der nähere Umgang mit ihm (...) ließ mich allmählich in die außerordentlich labile Gemütsverfassung von Krauss Einblick gewinnen. Er unterlag zeitweise schweren seelischen Depressionen, in denen sein gesamtes Verhalten Zeichen schwerster Zerrüttung zeigte: Menschenscheu, Verfolgungswahn, Willenlosigkeit bis zur äußeren Verwahrlosung. Diese depressiven Zustände durchfärbten sein ganzes Dasein derart, daß man im Briefwechsel mit ihm (der freilich in diesen Zeiten oft ins Stocken geriet) schon an der Art, wie die Adresse geschrieben war, mit vollständiger Sicherheit das Vorhandensein dieser Depression erkennen konnte.

Ich darf die beobachteten Züge mit einigen Beispielen erläutern, die sich meiner Erinnerung fest eingepreßt haben.

Krauss wird auf der Straße von einem Kollegen nicht begrüßt, als er mit mir daherkommt. (Offenbar war der Kollege, der auch mich hätte grüßen müssen, etwas gedankenabwesend). Darauf verstummt Krauss völlig, alle Versuche, ein Gespräch mit ihm fortzusetzen, scheitern. Man trennt sich in tiefer Bedrücktheit und Krauss bleibt wochenlang unsichtbar. In einem späteren Zeitpunkt, in dem das Gespräch auf den betreffenden Kollegen kommt, führt Krauss auf dessen Feindseligkeit zurück, daß die Arbeit eines seiner Schüler in einer wissenschaftlichen Zeitschrift ungünstig beurteilt worden ist. Es gelingt dann

einfach nicht, ihm klar zu machen, daß weder die Feindseligkeit besteht noch irgendeine Verknüpfung mit der fraglichen Rezension. Krauss verlor in solcher Verfassung offenbar jede Kontrolle über sich, so daß man sich auf Urteile, die er selbst vor kurzem abgegeben hatte, in keiner Weise stützen konnte. Es war, als wäre er völlig ausgewechselt. Ebenso plötzlich und unverständlich konnte er aus der starren Unzugänglichkeit von heute auf morgen zu einem heiteren, geselligen und aufgeschlossenen Wesen wechseln.

In den depressiven Zeiten fiel mir öfters auf, daß er beim Rasieren sich eine große Zahl von Schnittwunden beigebracht hatte. Da er in diesen Zeiten oft bis zur Verwilderung unrasiert blieb, schob ich es darauf – bis ich einmal ihn in Marburg (von Leipzig aus) besuchte – und während einer solchen Depressionszeit bei ihm wohnte. Da beobachtete ich, daß er in seiner seltsamen Verwirrung sich mit einer solchen Hast (ohne Eile zu haben) rasierte, daß er sich notwendig verletzen mußte. Es war offenbar so, daß die innere Ungeduld und Unrast ihn in diesem Zustand ganz untauglich machte. Es gelang ihm da auch nicht, irgendeine Zeiteinteilung zu wahren. Offenbar beherrschte ihn dann zeitweise eine völlige Willenlosigkeit. Ich habe selbst bemerkt, daß er dann mitunter bis spät abends überhaupt nichts aß. Seine Haushälterin erzählte, daß er zuweilen, ohne die Straßenschuhe auszuziehen, zu Bett ging. Der erschreckende Eindruck von Verwahrlosung, die er in diesem Zustand annahm, konnte dann über Nacht ohne mir bekannten Grund plötzlich verschwinden. Man bekam dann den Eindruck, er habe sich wieder eingefangen, und dann mag ihm auch in seiner wissenschaftlichen Produktion plötzlich alles wieder fruchtbar und zukunfts voll erschienen sein. (...)

Das Erstaunliche war mir immer, daß diese Störungen völlig spurlos verschwanden. Immerhin schien es mir, als ob sie in den letzten Jahren an Häufigkeit zunahmen. gez. Hans Georg Gadamer (Professor).«

Aus: Karlheinz Barck, Werner Krauss im Widerstand und vor dem Reichskriegsgericht, in: Lendemains 69/70, 1993, S. 137–149



Blickwechsel



46 | 47

Gisela Manz

Verführungen im Laboralltag

Es ist beruhigend für mich, in einem Bereich zu arbeiten, in dem man selten Gefahr läuft, sich zu unlauteren Methoden hinreißen zu lassen. Die Wissenschaften, vor allem die Naturwissenschaften, haben dafür ihre strengen Richtlinien und Kriterien. Man muß sie nur befolgen.

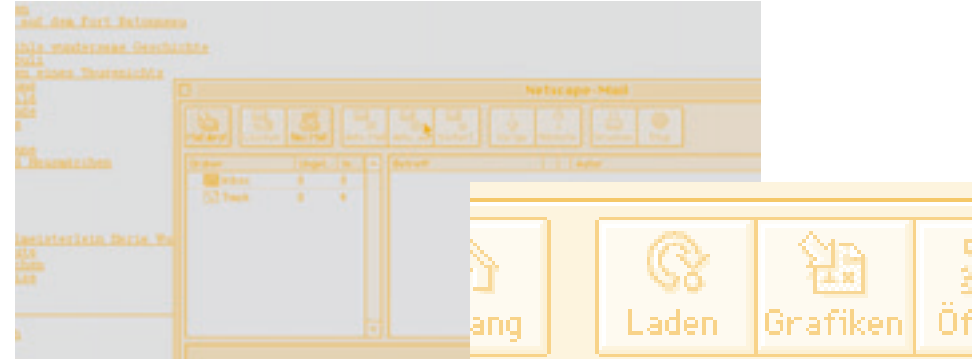
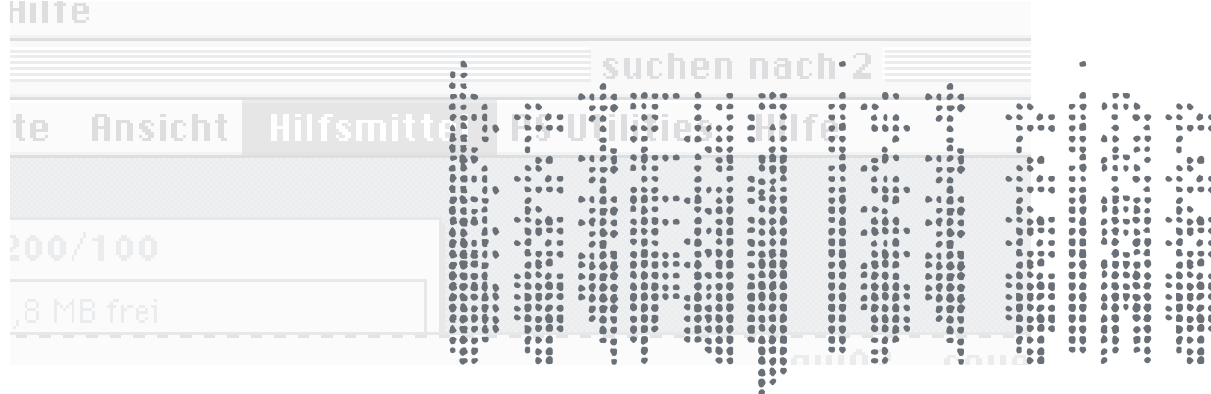
Bei anderen Berufen ist das ganz anders. Ein Schreiner z. B. will einen Tisch machen und hat sich gutes abgelagertes Holz ausgesucht. Trotzdem taucht plötzlich ein Riß auf. Zwar an einer Stelle, die nicht so auffällig ist, aber dennoch ein häßlicher Fehler. Für diesen Fall gibt es extra einen Kitt in der passenden Holzfarbe. Der Kunde wird beim Kauf natürlich nicht auf die zugespachtelte Stelle aufmerksam gemacht. Wozu auch. Wenn er es nicht merkt, ist der Tisch für ihn doch makellos.

Ganz anders in der Wissenschaft. Wenn nicht alles bis ins kleinste Detail nachgewiesen wird, die Exklusivität der Idee belegt ist, sämtliche Materialien und ihre Quellen aufgelistet sind, die Problemstellung von allen Seiten in einem Artikel beleuchtet wird etc., nimmt einem keiner das Ergebnis ab. Aber genau davon ist die Forschung abhängig. Einen guten Wissenschaftler kann man daran erkennen, daß ihm alle alles glauben. Er muß nur viel Energie darauf verwenden, Daten zu produzieren, die kein anderer widerlegen kann. Er muß sich selbst vor allem eine wichtige Fragestellung geben. Notfalls auch erst am Ende seiner Experimente, aber das ist unpopulär. Und er muß sich von Anfang an sicher sein, welche Fragen er am besten nicht stellt, denn nur so kann man konzentriert an einer Sache arbeiten.

Glücklicherweise habe ich nicht die schwere Bürde der Wissenschaftler zu tragen, denn ich gehöre zu den »Sonstigen MitarbeiterInnen«, sozusagen den handwerklich Tätigen für den geistigen Überbau. Sollte bei unserer Arbeit wider Erwarten auch einmal ein Riß entstehen (siehe oben), haben wir leider keinen Kitt parat. Wenn ich z. B. in einer Versuchsserie die genaue Beschreibung der Experimentier-Bedingungen an einem Tag vergesse, dann muß ich natürlich die Daten verwerfen, selbst wenn sie gerade an jenem Tag besonders spannend aussehen. Standardisierte Bedingungen sind oberstes Gebot. Wenn ich zwischen zwei bestimmten Handgriffen die vorgeschriebene

Minute Zeitabstand nicht genau einhalten kann, weil mir die Nase tropft oder mir jemand von hinten eine wichtige Frage stellt, breche ich den ganzen Versuch ab. Bedauerlich, aber so ist es, wenn man exakt arbeiten muß. Die Reinheit der Ergebnisse ist unmittelbar verknüpft mit der Reinlichkeit der ausführenden Person. Sollte sich im Kühlschrank eine noch so teure Chemikalie tummeln, deren Verfallsdatum gerade überschritten ist, wird sie vernichtet. Der weiße Kittel verpflichtet schließlich.

Wenn sich bei der Auswertung von Ergebnissen herausstellen sollte, daß ein kleiner Teil der Daten ziemlich von den anderen abweicht, lasse ich mich nicht davon irritieren. Jeder Wert ist gleichberechtigt, eine Unterschlagung oder Zurechtbiegen von Daten darf nicht sein. Auch Tippespuren auf Reproduktionsvorlagen kenne ich nicht. Jedenfalls nicht, seit wir so viele Computer haben. Allerdings habe ich von Kolleginnen, die in der Dunkelkammer beschäftigt sind, gehört, daß sie beauftragt wurden, durch geschickte Auswahl der Papierhärte, Entwicklungsdauer und Bewedlung während der Belichtung interessante Effekte herzustellen. Dabei kann es sich aber nur um ein fotowissenschaftliches Teilprojekt gehandelt haben, was nichts mit der Veröffentlichungspraxis zu tun hat. Wenn es auch manchmal mühsam ist, alte Daten und Abbildungen herauszukramen und aufzupolieren, ist es doch sinnvoll, gute Ergebnisse öfters zu nutzen. Sollten meine Vorgesetzten mit der Anzahl der Untersuchungen schon zufrieden sein, sobald man einen Mittelwert bilden kann ($n=3$), lassen sie sich immer von mir überzeugen, daß ein paar Versuchsserien mehr besser wären. Nur so macht wissenschaftliches Arbeiten Spaß, man kann seine ganze feingefühlige Pingeligkeit ausleben und mit ruhigem Gewissen nach Hause gehen. Für jedes Versuchs-Design ist zur Auswertung ein passender Statistik-Test nötig. In dieser sensiblen Frage lasse ich mich nur von einem Mitarbeiter beraten, der meinem Thema wohlgesinnt ist. Die Verwendung eines anderen Tests könnte nämlich die ganzen Ergebnisse verfälschen.



David Eppenstein

Gigabit und Gigabyte

Betrug und Innovation im Zeitalter des Cyberspace

»Auch ich könnte Picassos fälschen, aber nur ich wüßte davon!«

Picasso

Die alten Griechen taten's, die Kirchen, die Wissenschaftler und Forscher, die Politiker und die Verwaltungen, die Maler und Bildhauer, die Musiker und Stückeschreiber taten es auch. Aus Eitelkeit, Macht und Gewinnsucht, aus Not und aus betrügerischen und kriminellen Gründen. Noch ist längst nicht alles entdeckt und aufgeklärt, und ein Ende ist nicht absehbar. Es gibt also noch genug zu tun für Fälscher, Kritiker und Fahnder.

»Ein Philosoph producirt Ideen, ein Poet Gedichte, ein Pastor Predigten, ein Professor Compendien u. s. w. Ein Verbrecher producirt Verbrechen (...) Der Verbrecher producirt nicht nur Verbrechen, sondern auch das Kriminalrecht und damit auch den Professor, der Vorlesungen über das Criminalrecht hält, und zudem das unvermeidliche Compendium, worin dieser selbe Professor seine Vorträge als »Waare« auf den allgemeinen Markt wirft. Damit tritt Vermehrung des Nationalreichthums ein. (...) Der Verbrecher producirt ferner die ganze Polizei und Kriminaljustiz, Schergen, Richter, Henker, Geschworene u. s. w.; und alle diese verschiedenen Gewerbezweige, die ebenso viele Kategorien der gesellschaftlichen Theilung der Arbeit bilden, entwickeln verschiedene Fähigkeiten des menschlichen Geistes, schaffen neue Bedürfnisse und neue Weisen ihrer Befriedigung. (...) Der Verbrecher producirt einen Eindruck, theils Moralisch, theils Tragisch, je nachdem und leistet so der Bewegung der moralischen und ästhetischen Gefühle des Publicums einen »Dienst«. Er producirt (...) auch Kunst, schöne Literatur, Romane und sogar Tragödien, (...) Der Verbrecher unterbricht die Monotonie und Alltagsicherheit des bürgerlichen Lebens. Er bewahrt es damit vor Stagnation und ruft jene unruhige Spannung und Beweglichkeit hervor, ohne die selbst der Stachel der Concurrenz abzustumpfen würde.«¹

Diese Abschweifung über produktive Arbeit, die Karl Marx im Rahmen seiner Studien der Theorien über den Mehrwert zu Papier brachte, stellt das Verbrechen, zu dem auch

die Fälscher und ihre Werkstätten gehören, in einen Kontext, der im Zeitalter der virtuellen Realitäten keineswegs an Relevanz verloren haben dürfte. Die Fälschung und damit das Verbrechen bewirken durch die stets neuen Mittel und Methoden des Angriffs auf das Eigentum und die Rechtsordnung neue Verteidigungsformen und -mittel, die ebenso produktiv sind.

Die neue Technik bietet unbegrenzt erscheinende neue Möglichkeiten in allen Bereichen: Wissenschaft und Forschung, Medien, Wirtschaft, Banken und Versicherungen, Schule und Weiterbildung, Politik und Verwaltung etc. Das Internet ist das Instrument zur Globalisierung der Märkte und der Gaunereien.

Information und ihre Be- und Verarbeitungsmöglichkeiten sind zu einer Ware mit Doppelcharakter geworden. Für den Anbieter wie für den Verbraucher schrumpft die Welt im Internet zu einem riesigen Einkaufszentrum der Produkte und Informationen. Die Virtualität dieser Welt ist längst zur zweiten Realität mutiert. Wer sagt, sie sei unwirklich oder gar »nur virtuell«, ist weltfremd, auch wenn vieles darin fremd und unbegreiflich scheint.

Marktforscher prophezeien dem e-commerce eine rosige Zukunft. Bereits im Jahr 2000 sollen in Deutschland, nach einer Diebold-Studie, für dreißig bis fünfzig Milliarden Mark Waren über das Internet verkauft werden, das wären sieben Prozent des letztjährigen Gesamtumsatzes im deutschen Einzelhandel. Diese Entwicklung ist durch die Aktivitäten in Wissenschaft und Forschung erst ermöglicht worden, das Deutsche Forschungs-Netz (DFN) hat beispielsweise mit seinen Internet-Aktivitäten eine Provider-Landschaft mitkreiert, die der Wirtschaft neue Impulse, Arbeitsplätze und Marktstrukturen vermittelt hat. Die Akzeptanz der neuen Technologien übertrifft alle Erwartungen und alles vorher Dagewesene. Es überrascht kaum, daß sich die negativen Begleiterscheinungen ebenso schnell bemerkbar machen. Die Gefahren lauern keineswegs nur in wirtschaftlichen Bereichen, sie sind ebenso in der Wissen-

schaft und Forschung nachzuweisen. Wer in der Lage ist, die Sicherheitsbarrieren zu überspringen, hat alle Kopier- und Manipulationsmöglichkeiten, um Forschungsergebnisse anderer zu erfahren, sie zu benutzen, zu stehlen, zu verändern und zu verkaufen. Computer erlauben schon heute, relativ mühelos aus zwei Gedanken durch geringfügige Änderungen und Umstellungen fünfzehn verschiedene Artikel zu machen, Grafiken zu manipulieren, Fotos zu fälschen. Die Tendenz zur Produktion von immer mehr Informationen mit immer weniger Inhalt ist steigend. Damit öffnet sich zugleich ein weites Feld für Doktorarbeiten, die sich mit Beweisen und Gegenbeweisen beschäftigen; Mathematiker werden dechiffrieren, Soziologen werden erklären, und es könnte sich durch die großen und kleinen Möglichkeiten der Manipulation, wie Löschen, Verändern und Kopieren, auch das Verständnis von Fälschung mit der Zeit ändern. Bisher zentrale Fragen nach Original oder Priorität werden möglicherweise absurd.

Die Hard- und Software-Entwicklung ist soweit gediehen, daß Forscher selbst Forschungsergebnisse virtuell entstehen lassen können; alles bliebe so lange »wahr«, bis das Gegenteil bewiesen wäre. Riesige Public-Domain-Datenbanken erlauben, sich nach Belieben herunterzuladen, was man will, um neue wissenschaftliche Arbeiten aus irgendeiner Ecke der Welt als eigene auszugeben. Welcher Prüfer ist in der Lage, diese Wege nachzuvollziehen? Hier zeichnen sich neue Arbeitsplätze für Gutachter aus allen Disziplinen ab. Es wird nicht mehr lange dauern, bis Absolventen oder nicht mehr beamtete Professoren helfen, diesen Sektor zu kommerzialisieren.

Browser und Datenbank-Server kennen kein copyright, auch die Shadow-Paßwort-Systeme und die root-ID-Berechtigungen helfen wenig, selbst die in die Netzwerk-Router integrierten Firewalls bieten keine absolute Sicherheit. Nicht nur Kriminelle nutzen das aus, auch Büros zur Erstellung von Diplomarbeiten und Dissertationen könnten sich bei Bedarf dieser Methoden und Möglichkeiten bedienen.

Das World Wide Web bildet die oberste Ebene in der Hierarchie der Internet-Dienste. Der Erfolg des Internet erwächst aus seiner Offenheit: »Information has to be free!« Extreme Sicherheitsmaßnahmen können die Verbreitung von Informationen behindern und damit die Akzeptanz des Internet als »Marktplatz« gefährden. Sie werden den Siegeszug des Internet nicht verhindern.

»Die durchschnittlichen Künstler kopieren, die großen Künstler stehlen!«

Picasso

Wie die Kommunikation wird auch der Betrug auf eine qualitativ höhere Ebene gehoben, entsprechend müssen die Abwehrmaßnahmen dagegen verbessert werden. In Zukunft werden neue Identifizierungs-, Verschlüsselungs- und Prüfmethode benötigt: Einfache Wege zur Sicherung von Datenbanken, den automatischen Ausschluß nicht autorisierter Nutzer, sowie wachsame Fachleute, die auch den geringsten Unregelmäßigkeiten in ihrem System auf den Grund gehen können. Das wiederum sind Arbeitsplätze, die einer hohen Qualifikation und damit spezieller Ausbildung bedürfen, wenn die Universitäten nicht wollen, daß dieser Zug an ihnen vorbeifährt, müssen sie sich beeilen.

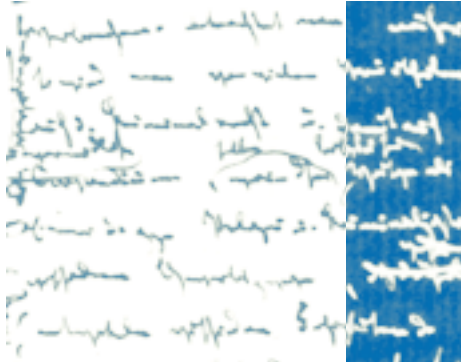
Auch der noch nicht surfende Normalbürger ist betroffen, da seine personenbezogenen Daten in den unterschiedlichsten Institutionen gespeichert werden. Sie sind nicht nur für werbende Firmen als »Nutzerprofile«, mit denen sich viel Geld verdienen läßt, interessant. Hier liegen auch vielfältige Tätigkeitsfelder für Wirtschaftskriminelle, Erpresser und Hochstapler.

Viele der bisherigen Regeln zum Schutz von Geschäftspartnern und Konsumenten sind für die virtuellen Geschäfte nicht mehr tauglich, traditionelle Rechte drohen sinnlos zu werden, die virtuelle Welt hat sie auf vielen »Autobahnen« überholt. Die Informationswirtschaft wird, sagen die Auguren, der größte und vielleicht auch der einzige Wachstumsbereich werden. Alle Staaten, und nicht nur die europäischen, müssen etwas tun, es werden internationale Abkommen für das globale Datennetz gebraucht; hierfür sind Datenschutzexperten gefragt. Um diese Probleme zu lösen, reicht es nicht, sich entweder mit internationalem Recht oder mit Informatik auszukennen, nur von Betriebswirtschaft oder Technikentwicklung etwas zu verstehen. Neue, interdisziplinäre Projekte und Institute sind unverzichtbare Folge dieser Entwicklung.

Nur das alte Dilemma bleibt weiter bestehen: Eine zu starke Regulierung bremst die Entwicklung, ihr Ausbleiben fördert die Kriminalität. Wie soll einerseits die weltumspannende Kommunikation gefördert werden, ohne daß Hacker, Spione und andere gierige Datensammler und -verarbeiter ihr Unwesen treiben, Informationen mißbrauchen und manipulieren? Und was muß geschehen, um Kriminellen das Handwerk legen zu können? Bisherige Steuerungs- und Schutzmechanismen hinken den Entwicklungen im Cyberspace um Jahre hinterher. In immer kürzerer Zeit werden mehr Informationsquellen zugäng-

»Ich bin besser als Picasso«

Konrad Kujau



lich, die Entwicklung hat exponentiellen Charakter. Schon klopft die nächste Internet-Generation an die Tür, bis zum Frühjahr 2000 ist die Installierung eines neuen Übertragungsnetzes in ganz Deutschland mit einer Kapazität von 2,5 Gigabit pro Sekunde geplant, um die Nutzung des Internet und dessen in Planung befindlichen Nachfolgers »Internet 2« attraktiver zu machen. Deutschland soll mitreden können, wenn es darum geht, die Standards, die Technologien und die Anwendungen des »Internet 2« festzulegen.

Die USA ziehen die Selbstkontrolle einer staatlichen Regelung vor. In Europa müssen die Mitgliedsländer der Europäischen Union bis Ende Oktober eine Datenschutz-Richtlinie der EU-Kommission in nationales Recht umgesetzt haben. Diese verbietet den Export von personenbezogenen Daten in Länder, die nicht über einen adäquaten Datenschutz verfügen, das heißt, gäbe es bis zum 25. Oktober 1998 keine Regelung mit den USA, müßten international agierende Konzerne ihren Datenfluß in die USA und viele andere Länder kappen, wollten sie nicht gegen europäisches Recht verstoßen. Nicht nur deshalb findet die bisherige Strategie der USA auch hierzulande immer mehr Anhänger; das würde bedeuten, die Bürger müßten sich durch den Einsatz spezieller Software selber schützen, die Unternehmen eine freiwillige Selbstregulierung akzeptieren und mit persönlichen Daten möglichst sparsam umgehen.

Sicherheitsexperten und Codeknacker liefern sich einen rasanten Wettkampf. Kürzlich meldete die Fachzeitschrift *Information Week*, Hacker hätten ausgerechnet jene Verschlüsselung (SSL) geknackt, die unter anderem Kreditkartentransaktionen im Netz schützen sollte. Die kryptographischen Verfahren, d. h. die Verschlüsselungstechnik sollte helfen, Informationen sicher speichern und austauschen zu können. Nicht nur die Netzwerke von Pornohändlern zeigen, daß auch Verbrecher sich bemühen, effizient und sicher zu planen. Die ermittelnden Behörden und Geheimdienste der ganzen Welt wollen deshalb die Freiheit zur Nutzung der Verschlüsselungstechnik begrenzen. Polizei und Geheimdienste verfügen mittlerweile über ausgezeichnete Hacker und Codeknacker. Jeglicher Tendenz zur Beschränkung widersetzt sich wiederum eine ungewöhnliche Allianz von Computerfreaks, Datenschützern, Bürgerrechtlern, Wissenschaftlern, Industrievertretern und Bankern.

Bisher können digital gespeicherte Werke aller Art beliebig abgekupfert, kopiert und vervielfältigt, verändert und verfälscht und an jedem Punkt des weltumspannenden Daten-netzes eingespeist und abgerufen werden. Veränderungen und Kombinationen sind mühelos möglich. Das ist der Doppelcharakter der Fälschung im virtuellen Zeitalter. Urheberrechtlich ist das katastrophal. Aber welcher Autor, Musiker oder Wissenschaftler will sich im unendlichen

Cyberspace auf die Suche nach technisch versierten Rechtsbrechern machen? Wer könnte das Urheberrecht im WorldWideWeb schützen? Eine Institution, die analog zu bisherigen Prüf- und Vergütungsregeln im Bereich von Wissenschaft und Kunst alle Arbeiten zu erfassen hätte, die über das Internet gehandelt werden, würde gewiß alle Patentämter um einige Stockwerke überragen, allerdings auch einige Büros leerfegen.

Ein weiteres Problem betrifft das Signaturgesetz, dieses Fundament der elektronischen Geschäftswelt. Grundlage ist eine Verschlüsselung, die zum einen den Inhalt von Dokumenten sichert, zum anderen die elektronische Unterschrift erzeugt und garantiert, daß beides auch zusammengehört. Um dies sicher zu handhaben, werden sogenannte Zertifizierungsstellen, »Trust-Center«, eingerichtet, die die Rolle eines Notars übernehmen; sie sollen sicherstellen, daß es im Netz verlässlich und mit rechten Dingen zugeht. Das deutsche Gesetz sieht strenge Kontrollen dieser privaten »Trust-Center« vor. Anbieter, die in das Geschäft einsteigen wollen, sollen demnächst von einer neuen Regulierungsbehörde lizenziert werden. Dagegen ist die Europäische Kommission davon überzeugt, daß die Entwicklung weitgehend dem Markt überlassen werden sollte, dem jeweiligen »Trust-Center« aber die Haftung auferlegt. Dies dürfte wiederum die Versicherungen um einen Geschäftsbereich reicher machen und den Juristen ein weiteres Beschäftigungsprogramm bieten. Und wie man heute seine Auto-, Hausrats- und Haftpflichtversicherung abschließt, wird man morgen Agenturen mit der Wahrung der eigenen Rechte beauftragen. Wie wir es drehen oder wenden, es wird neue Regelungen geben, der Nationalreichtum wird gemehrt, die gesellschaftliche Teilung der Arbeit wird mit weiteren Kategorien angereichert werden. Arbeitsplätze werden geschaffen und erhalten, und Karl Marx bekommt auch noch Recht.

Oder um mit Mandeville zu sprechen: »Das, was wir in dieser Welt das Böse nennen, das moralische so gut wie das natürliche, ist das große Prinzip, das uns zu sozialen Geschöpfen macht, die feste Basis, das Leben und die Stütze aller Gewerbe und Beschäftigungen ohne Ausnahme; hier haben wir den wahren Ursprung aller Künste und Wissenschaften zu suchen; und in dem Moment, da das Böse aufhörte, müßte die Gesellschaft verderben, wenn nicht gar gänzlich untergehen.«²

1 Karl Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie (Manuskript 1861–1863). Teil 1. In: MEGA² II/3.1. Berlin 1976. S. 280 und 283.

2 Bernard Mandeville: Die Bienenfabel, Frankfurt 1968, S. 399 f.



Reinhard Witte

Heinrich Schliemann – ein pathologischer Lügner?

Vor wenigen Monaten wurde in zahlreichen Massenmedien daran erinnert, daß Heinrich Schliemann vor 125 Jahren, am 31. Mai 1873, auf dem Hügel Hissarlik an der türkischen Nordwestküste den »Schatz des Priamos« entdeckt hatte. Wie so oft stand nicht der wissenschaftliche Wert dieses bedeutenden archäologischen Fundes im Mittelpunkt der Berichterstattung, sondern die buntschillernde Persönlichkeit des Ausgräbers. Das Interesse gilt hauptsächlich den Umständen der Entdeckung und dem weiteren Schicksal des Troia-Fundes, bis hin zur aktuellen Diskussion über die Rückgabe, der nach Ende des Zweiten Weltkriegs nach Rußland verschleppten Beutekunst. Daß die Öffentlichkeit hauptsächlich an einem »Mythos Schliemann« und einigen herausragenden Funden interessiert ist, weniger jedoch an dem Gesamtergebnis der Arbeit des früheren Großkaufmanns, anfänglichen Autodidakten und späteren Forschers, überrascht (den Kenner) nicht mehr.

Schon im Jahr des 150. Geburtstages des mecklenburgischen Pfarrerssohnes wurden alte Vorwürfe über dessen Leben und Werk wieder aufgefrischt, neue kamen hinzu. Bis Mitte der achtziger Jahre eskalierten die Anschuldigungen über Schliemanns Lebenslügen und Fälschungen bei seinen Ausgrabungen in Troia (»Schatz des Priamos« u. a.) und Mykene (z. B. »Agamemnon-Maske«) derart, daß man sich in Schliemanns Geburtsstadt die Frage stellte, ob die Leute nach Neubukow und Ankershagen kamen, um sich in den Gedenkstätten über den »Vater der mykenischen Archäologie« und einen »Pionier der Spatenforschung« zu informieren oder um den Geburtsort und das Elternhaus eines zweiten Baron Münchhausen – und obendrein eines schizophrenen – kennenzulernen. In den Arbeiten der Altphilologen William M. Calder III und David A. Traill, die die moderne Schliemannforschung entscheidend beeinflusst haben, wurde der Troiaausgräber mehr und mehr zu einem pathologischen Lügner: »Schliemann was ill, like an alcoholic, a child molester, or a dope-fiend. He did not know the difference between right and wrong. We must be thankful for his illness. It made him great.«

Während die Diskussionen bis zu den großen Konferenzen u. a. in Athen und Berlin anlässlich des 100. Todestages des berühmt-berüchtigten Kaufmanns und Forschers im Jahre 1990 noch von starken Emotionen geprägt

waren, wurden sie innerhalb der Fachwelt bis 1997, dem 175. Geburtstag Schliemanns, zunehmend versachlicht. Das trifft nicht auf die Berichterstattung in den Medien und auch nicht auf jene Möchtegern-Schliemannforscher zu, denen natürlich ein lügnerischer und fälschender »Hobbyarchäologe« bzw. spleeniger Multimillionär lieber ist als ein seriöser, jedoch nicht fehlerfreier Forscher. Ersterer läßt sich viel besser vermarkten als letzterer.

Es scheint sinnvoll, das Verhältnis zwischen dem anfänglichen Autodidakten auf archäologischem Gebiet und dem etablierten Gelehrten unter die Lupe zu nehmen, um mögliche Motive für Schliemanns Lügen oder Unwahrheiten zu finden, die unabweisbar sind.

Heinrich Schliemann wuchs unter nicht sehr günstigen Familienverhältnissen im Pfarrhaus von Ankershagen auf; seine Mutter starb, als er neun Jahre alt war. Der unsolide Lebenswandel seines Vaters brachte dessen Amtsenthebung und daraus folgend den finanziellen Abstieg mit sich. Dem jungen Heinrich blieb dadurch eine profunde Schulbildung verschlossen. Statt auf ein Gymnasium und später zur Universität, wurde er auf die Realschule in Neustrelitz geschickt und trat dann eine fünfjährige Lehre in einem Krämerladen in Fürstenberg an. Schliemann, der es aus eigener Kraft schaffte, in seinem ersten Beruf als Kaufmann zu einem großen Vermögen und hohen Ehrungen zu gelangen, der nebenbei mit einer eigenen Methode mehr als ein Dutzend Fremdsprachen erlernte, dieser Schliemann litt zeit seines Lebens an seinem ungeraden Bildungsweg. In seinen Briefen klagte er, daß er es wohl nicht mehr zu einem Gelehrten bringen würde, er kenne den Unterschied zwischen Auswendiglernen und neuer Erkenntnis durch eigenständige Denkleistung. Er bewunderte Menschen, die dies konnten. Mit seinen Geschäftspartnern redete er in einem Ton, der manchmal als anmaßend empfunden wurde. Als er Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit seinen archäologischen Forschungen begann, bettelte er förmlich um die Anerkennung seiner Ergebnisse, letztlich also seiner Integrität als Forscher, vor allem bei deutschen Professoren.

Freilich beinhaltet diese knappe Aussage, wie es bei einer so komplexen Persönlichkeit nicht anders sein kann,





nicht die ganze Wahrheit. Schliemann scheute nämlich auch in seinem zweiten Beruf nicht davor zurück, seinen (neuen) Kollegen besserwisserischen Rat zu erteilen und ihnen in manchmal rüder Form, Irrtümer und Fehler vorzuwerfen. War jemand anderer Meinung als er, fühlte er sich persönlich angegriffen. Den Wert einer wissenschaftlichen Kontroverse hat Schliemann wohl lange Zeit nicht begriffen. Hingegen wußte er, daß es in gelehrten Kreisen günstig ist, sich mit einem akademischen Titel zu schmücken. Zwei Jahre vor seiner ersten offiziellen Troiagrabung wurde er Dr. phil. In seiner Autobiographie liest sich das so: »Ich beschloss sofort hier« (auf dem Hügel Hissarlik, R. W.) »Ausgrabungen zu beginnen und kündigte diese Absicht in dem Werke ›Ithaka, der Peloponnes und Troja« an, das ich gegen Ende des Jahres 1868 veröffentlichte. Ein Exemplar dieses Werkes nebst einer altgriechisch geschriebenen Dissertation übersandte ich der Universität Rostock und wurde dafür durch die Ertheilung der philosophischen Doctorwürde dieser Universität belohnt.« Es gehört zu den Kuriosa innerhalb der modernen Forschung, daß durch den letzten Satz die Vorwürfe über Schliemanns angebliche pathologische Lügenhaftigkeit begannen, denn im Archiv genannter Universität fand sich nur ein in schlechtem Altgriechisch abgefaßter achtseitiger Lebenslauf und keine Dissertation. War Schliemann also hier schon ein Lügner? Nein! Wenn man genauer hinsieht, wird klar, daß der Verdächtige den Begriff ›Dissertation« noch im umfassenden Sinne einer dissertation, also einer (wissenschaftlichen) Abhandlung im allgemeinen und nicht in der erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beginnenden ausschließlichen Verwendung dieses Begriffs für eine schriftliche wissenschaftliche Arbeit zum Erlangen der Doktorwürde, benutzt hatte. Unter diesem Gesichtspunkt wird die ›altgriechisch geschriebene Dissertation« zu einer Vita, zu einer Abhandlung über Schliemanns Leben. Die Doktorwürde erhielt er aufgrund seines Ithaka-Buches, was seine Zeitgenossen auch wußten.

Diesem Selfmademan, selbsternannten Homerexperten und doctor philosophiae sollten nun die Vertreter akademischer Institutionen von vornherein Respekt und Anerkennung zollen? Aus dem *veni, vidi, vici* wurde bei Schliemann nichts – konnte nichts werden. Zuviel sprach gegen eine Anerkennung seiner Leistung durch die Fachwelt:

1. waren Homers Leben und die genaue Zuordnung seiner Werke und sogar einzelner Gesänge in diesen umstritten (das gilt bis heute),
2. wurden die geschilderten Vorgänge in der »Ilias« und »Odyssee« von gelehrter Seite zumeist als reine Phantasereien aufgefaßt, so daß es als nutzlos betrachtet wurde, nach einem historischen Troia zu suchen,
3. begann die Griechische Geschichte noch im 19. Jahrhundert apodiktisch mit der ersten Nennung der Olympioniken im Jahre 776 v. Chr. (Erst durch Schliemanns

Ausgrabungen wurden Griechenland, wie ein Bonmot besagt, eintausend Jahre geschenkt),

4. wo sich bestimmte Gelehrte und andere Autoritäten doch durchgerungen hatten, nach einem homerischen Troia zu forschen, suchten sie es, wie der Berliner Professor Ernst Curtius (von 1875 bis 1881 Leiter der deutschen Olympiagrabungen) und Generalfeldmarschall von Moltke, in Bunarbaschi, einem Ort östlich von Hissarlik. Meinungen von anderer und nicht so gewichtiger Seite, die unter diesem Hügel Troia vermuteten, wurden ignoriert.
5. steckte die Feldarchäologie noch in den Kinderschuhen und wurde noch gar nicht an Universitäten gelehrt. Die bewußte Suche nach einem verschwundenen Ort, der nur noch in den Schriften antiker Autoren präsent war, war ein Novum, und es bedurfte einer Flächengrabung in bisher unvorstellbaren Ausmaßen, die enorme Gelder erforderte, über die akademische Institutionen auch in der Vergangenheit nicht verfügten.

Dieser Behälter war gefüllt mit großen silbernen Vasen und mit silbernen und goldenen Bechern und einer großen goldenen Flasche, die ich, um sie der Habgier der Arbeiter zu entziehen, mit solcher Eile herausnehmen, verstecken und absenden mußte, daß ich weder die Zahl der Gefäße weiß noch ihre Form zu beschreiben im Stande bin ...

23. Bericht Schliemanns, Pergamos von Troja 31. Mai 1873

So in etwa müssen Gedanken und Situation in der etablierten Gelehrtenwelt eingeschätzt werden; sie bestand freilich nicht aus einem einheitlichen Block; so gab es z. B. große Unterschiede zwischen klassischen Archäologen und Philologen einerseits und Schliemanns Intentionen näherstehenden Prähistorikern andererseits, oder zwischen deutschen und britischen Forschern.

Mit dem Auftreten Heinrich Schliemanns auf der Bühne der Archäologie prallten zwei entgegengesetzte Welten aufeinander. Hier: Enthusiasmus, Besessenheit, anfängliche Homergläubigkeit, maßlose Selbstüberschätzung, Reichtum, Außenseitertum; dort: kühle Erwägung, akademische Borniertheit, Neid auf einen finanzkräftigen Autodidakten, Spezialistentum. Von einem Biographen Schliemanns wurde der ›deutsche Professor« als dessen Charybdis bezeichnet, während die Skylla der türkische und griechische Beamte war. Diesen Unholden mußte Paroli geboten werden. Aber wie? Erst einmal durch Graben und nochmals Graben, dann durch Beweise, Beweise, Beweise. Funde sind Beweise, große Funde sind große Beweise! Gute Argumente und Formulierungen sind beweiskräftig. Sind dann übertriebene Aussagen beweiskräftiger? Der berühmte Mecklenburger versuchte, durch Ausschmückungen und Übertreibungen

(andere sprechen deutlicher von Lügen und Betrügereien) in seinen Berichten, darauf eine bejahende Antwort zu finden. Vergeblich. Zu Recht. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Adolf Furtwängler und dem ›Stück Berliner Unfehlbarkeit« Ernst Curtius, alle Koryphäen in den klassischen Altertumswissenschaften, konnte Schliemann weder durch Taten noch Worte beeindrucken. Auch standen sie den neuentdeckten Kulturen, die so weit vom klassischen Ideal entfernt waren, (etwas) fremd gegenüber. Für sie und andere war Schliemann ein Schatzgräber, ein Pfuscher und Schwindler oder ein widerlicher und konfuser Kerl, über den man sich lustig machte, aber – und hier zeigt sich wieder die ganze Ambivalenz in der Beschäftigung mit Schliemann – auch ein Mann, der ihrer Wissenschaft enorm genutzt hat. Doch diesem Mann verweigerte die Berliner Akademie 1889/90 die Unterstützung im Kampf gegen die unsinnige Theorie eines Hauptmann a. D. Bötticher, auf dem Hissarlik hätte sich nur eine Totenstadt befunden. Auf zwei Troiakonferenzen wurde der Streit durch andere Gelehrte zugunsten des Ausgräbers entschieden.

Es sind Schliemanns Ausschmückungen und Übertreibungen, erklärbar vielleicht aus dem (unnötigen) Minderwertigkeitsgefühl eines ›ungebildeten« Autodidakten, die den Vorwurf der pathologischen Lügenhaftigkeit bis hin zum Fälschungsverdacht erneut aufkommen ließen. Seit nunmehr einem Vierteljahrhundert wird vor allem der gewaltige Schliemann-Nachlaß in der Athener Gennadeios-Bibliothek in der Absicht durchforstet, auf immer neue Unstimmigkeiten zwischen Gedrucktem und Ungedrucktem zu stoßen oder Entlastung für diesen oder jenen Vorwurf zu finden. Man kann heute über dreißig Angriffspunkte (nichtige und wichtige) bzw. Vorwürfe (berechtigte und unberechtigte) zusammenzählen. So behauptete Schliemann, daß er schon als Kind daran dachte, dereinst Troia auszugraben. Er tat dies wohl, um seinen Entdeckeranspruch zu erhärten, und erklärte die Zeit, in der er nur dem schnöden Mammon nachjagte, damit, daß er die Mittel für seine Ausgrabungen bekommen wollte. Er behauptete, daß er nur mit Hilfe seiner Frau den ›Schatz des Priamos« bergen konnte. Eine glatte Lüge, seine Frau war nachweisbar nicht anwesend. Aber wird dadurch der Fund selbst suspekt? Diese Frage läßt sich wohl eindeutig nur von jenen beantworten, die ungetrübt von jeglicher Fachkenntnis sind, wie jener große Journalist, der am 8. 4. 1996 im *Spiegel* titelte: ›Troja-Schwindel. Echte Maske, falscher Agamemnon. Rudolf Augstein über den Schatzsucher und Phantasten

Heinrich Schliemann«. Seine ›Enthüllungen« fußen auf den ›Enthüllungen« eines Bestsellerautors, dessen Buch, geschrieben im Jubiläumsummel, ein knappes Jahr zuvor erschienen war und mit Sicherheit bald vergessen sein wird. Es gibt einen Schneeballeffekt bei diesen ›Enthüllungen« – in und außerhalb der Forschung: einer will den anderen in der Anzahl und Schwere der Fälschungsvorwürfe übertreffen, um dadurch selbst in der Diskussion bzw. in den Medien zu bleiben.

Schliemann war ein Mann mit vielen Schwächen und großen Verdiensten in der Erforschung von bronzezeitlichen Kulturen Kleinasiens und Griechenlands. Und was die ›Agamemnon-Maske« angeht: »... ich bin skeptisch. Entweder ist die Maske echt, dann ist Schliemann der glücklichste Archäologe vor Howard Carter, oder sie ist eine Fälschung, dann ist Schliemann ein Genie. Länger als ein Jahrhundert hat er die gebildetsten Kunsthistoriker und Archäologen der Welt getäuscht. Weil ich ein großer Schliemann-Verehrer bin, hoffe ich sehr, daß die Maske eine Fälschung ist. Es ist besser, ein Genie als ein Glückspilz zu sein«, schreibt Calder! Alles klar? Oder fehlt da ein Konjunktiv?

Literatur:

- Calder III, William M. and David A. Traill (eds.): *Myth, Scandal, and History. The Heinrich Schliemann Controversy and a First Edition of the Mycenaean Diary*, Detroit 1986
 Cobet, Justus: *Heinrich Schliemann. Archäologe und Abenteurer*, München 1997
 Döhl, Hartmut: *Heinrich Schliemann. Mythos und Ärgernis*, München und Luzern 1981
 Schliemann, Heinrich: *Ilios. Stadt und Land der Trojaner*, Leipzig 1881 (darin enthalten: Autobiographie des Verfassers)
 Traill, David A.: *Schliemann of Troy. Treasure and Deceit*, London 1995
 Witte, Reinhard: *Heinrich Schliemann. Auf der Suche nach der Wahrheit*, in: *Das Altertum* 41, 1995/96
 Witte, Reinhard: *Schliemanns Bedeutung für die moderne Archäologie*, in: *Troja, Mykene, Tiryns, Orchomenos. Heinrich Schliemann zum 100. Todestag*. Ausstellungskatalog, Athen – Berlin 1990

Fälschen führt den Tugendhaften offenbar ebenso in Ver-suchung, wie den Schwachen, und wer es am schärfsten ver-urteilte, fälschte häufig selbst. Mit allgemeinen Thesen wird man diesem Gestrüpp komplizierter Einzelfälle nicht gerecht.

Anthony Grafton, Fälscher und Kritiker



Peter Th. Walther
Peter Nötzoldt

(Auto-)Biographische Korrekturen um 1945

Die eigene Existenz qua Identitätsänderung neu zu entwerfen, wie der kürzlich Furore machende Fall Schneider alias Schwerte vermittelte, blieb und bleibt wohl ein Extremfall. Der Akteur, vor 1945 SS-Offizier mit kulturpolitischen Aufgaben in den besetzten Niederlanden, nahm einen neuen Namen an, ließ sich für tot erklären, heiratete »seine« Witwe, legte sich eine neue akademische Vergangenheit zu und brachte es immerhin zum geschätzten Ordinarius der Germanistik und reformfreudigen Rektor der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen. Hier ging es nicht um Retusche, sondern um die Konstruktion eines neuen Kontextes, der möglichst wenig überprüfbar und gleichzeitig plausibel sein mußte. Ein Studium in Königsberg Anfang der 40er Jahre eignete sich auch deshalb, weil das Archiv der Albertina wenn nicht verloren so zumindest doch verschollen ist.

Es gibt Situationen, in denen die eigene Biographie und die Rahmenbedingungen der biographischen Existenz sich so zu verkanten drohen, daß ein »Kariereknick«, wenn nicht der Absturz eines Lebensentwurfs droht. In derartigen Situationen wurde und wird Abhilfe geschaffen: es wird retuschiert, es werden Lebenskorrekturen inszeniert. Hier seien nur einige Facetten aus dem akademischen Umfeld und nicht nur aus der Berliner Akademiegeschichte vor und nach 1945 präsentiert.

Zu den läßlichen Sünden zählt die Straffung des eigenen Werk- und Vortragsverzeichnisses. Nicht jeder Artikel für Tageszeitungen, nicht jeder Beitrag für den »Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften«, zumal an »abgelegener« Stelle publiziert oder nur »für den Tag« geschrieben, war nach 1945 präsent. Auch manch ein Nachruf, eine der geläufigen wissenschaftlichen Erbspruchproklamationen in unserem Jahrhundert, blieb nun unerwähnt.

Die Berliner Akademie schloß – als sie noch »Preußische« hieß – im Juli 1945 acht Ordentliche Mitglieder und – als sie schon »Deutsche« war – bis Anfang 1946 weitere sieben aus. Daß die Mitglieder der Ausschlußkommission wie z. B. der Akademiepräsident Johannes Stroux, sich dabei ähnlich verhielten (bis z. B. in die Formulierungen und Unterzeichnungen von Zuwanträgen) wie die Ausge-

schlossenen, wurde nach 1945/46 verständlicherweise nicht thematisiert; im Gegenteil: die Mitgliedschaft in der Ausschlußkommission legitimierte die Kontinuität des eigenen Lebenslaufes. Verfehlungen und Brüche hatten die »anderen« zu tragen, von denen man sich protokollgerecht zu distanzieren mußte.

Theodor Mayer war seit November 1944 Ordentliches Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Als Präsident des *Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtsforschung*, wie die *Monumenta Germaniae Historica* zu nationalsozialistischen Zeiten hießen, und Ordinarius an der Friedrich-Wilhelms-Universität war er einer der einflußreichsten Mediävisten in Deutschland. Sein Bekenntnis zu einer politikorientierten Geschichtsforschung im *Völkischen Beobachter* und seine, allerdings erfolglosen, Pläne für ein Deutsches Historisches Institut im besetzten Paris, mit dem er die internationale Hegemonie der französischen Mediävistik brechen wollte, hatten ihm jedoch eine solche Öffentlichkeit beschert, daß er 1945/46 von seinen Kollegen wie von der Kulturadministration fallengelassen wurde. Außerdem hatte er das Glück und das Pech, mit den Beständen der 1945 eilig zurückbenannten *Monumenta* von Berlin ins sichere Franken »ausgelagert« worden zu sein; hier nun geriet er sowohl zwischen die Mahlsteine der Berliner und Münchner Ansprüche auf die *Monumenta* als auch zwischen die unterschiedlichen Entnazifizierungspraktiken im viergeteilten Berlin und im amerikanisch besetzten Bayern. Die bei anderen übliche und geduldete Korrektur von Fehlern aus den Jahren 1933–1945 ließen die »Umstände«, also der hohe Grad von Öffentlichkeit wie auch die Begehrlichkeit nach Leitung der *Monumenta*, im Fall Mayer nicht zu.

Die Distanzierung von seinen Äußerungen vor 1945 nützte ihm nichts: er wurde zum Sündenbock der deutschen Mediävistik, d. h. aus allen Ämtern entlassen und aus der Akademie ausgeschlossen. Er wurde auch nicht, wie nahezu alle anderen, spätestens Mitte der 50er Jahre wieder auf einen Lehrstuhl berufen. Mayer nahm schließlich seine Rolle als Ausgegrenzter als Herausforderung an. Sobald es die materiellen Bedingungen erlaubten, versammelte er in Konstanz einen Kreis vergleichbar »abgestempelter« Kollegen zu einem jährlichen Arbeitstreffen. Dieser »Konstanzer Arbeitskreis« wurde bald zu einem Motor innovativer Mittelalterforschung und nach Mayers Tod in den 70er Jahren auch wissenschaftspolitisch in die Disziplin reintegriert.

Auch ein »nachgeschobener« Nachruf konnte der eigenen Existenz ein neues Profil geben. Der politisch konservative, methodisch jedoch aufgeschlossene Historiker Otto Hintze, Akademiemitglied seit 1914, hatte sich 1933 völlig aus dem wissenschaftlichen Leben zurückgezogen. Sein Kollege Friedrich Meinecke, Akademiemitglied seit 1915, hatte

Hintzes Frau, die Privatdozentin Hedwig Hintze, bereits im März gebeten, ihre Mitarbeit an der *Historischen Zeitschrift* einzustellen. Für Meinecke war Hedwig Hintze eine doppelte Bedrohung: als geborene Guggenheimer war sie nunmehr »Nichtarierin«, darüber hinaus aber auch eine, zumindest innerhalb der Berliner Historikergesellschaft, bekannte Pazifistin und, *horribile dictu*, Sozialdemokratin (wenn nicht noch Schlimmeres). Otto Hintze ließ Meinecke wissen, daß er einer Bewegung, die dafür sorgen wolle, daß in fünfzig Jahren niemand mehr wisse, was Marxismus bedeute, nicht den kleinen Finger reichen wolle und er deshalb sofort als Mitherausgeber der *Historischen Zeitschrift* zurücktrete. Hintze trat aus der Akademie aus, sobald ihn am 2. Dezember 1938 das Schreiben der Akademie mit den Fragen »Jude« oder »jüdisch versippt« erreichte. Er starb im April 1940 in Berlin. Meinecke bescheinigte aber auch 1934 seinem ins Exil gegangenen Schüler Felix Gilbert, daß er sich ohne die »Ereignisse« im Jahre 1933 bereits habilitiert hätte. Damit wollte er Gilberts Stellensuche im Ausland unterstützen, obwohl Gilbert im Florentiner Archiv lediglich einen Bestand eruiert hatte, den er als Grundlage für eine Habilitationsschrift verwenden wollte.

Als Nachfolger auf Hintzes Stelle in der Philosophisch-historischen Klasse wurde 1939 Fritz Hartung, seit 1922 Ordinarius in Berlin, gewählt. Nach Ansicht des Präsidenten Theodor Vahlen zählte Hartung zu den Historikern, an deren wissenschaftlicher Kompetenz und politischem Einsatz für das neue Deutschland nicht zu zweifeln war. Hartungs vor allem soziale Verflechtungen mit dem Regime erlaubten diese Einschätzung, gleichzeitig beharrte er darauf, daß Geschichtsschreibung sich politischen Strömungen nicht beugen dürfe und das Konzept von »Blut und Boden« nicht zur Grundlage historischer Arbeit taugte. Solch traditionelle Qualitätsmaßstäbe klagte er auch für die Akademie ein. So gelang es ihm in einer wohlinszenierten Intrige mit bestellten Gutachten und offensichtlich auch durch Absprache mit einem einflußreichen Mitglied der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse, die Zuwahl des Rektors der Berliner Universität, Willy Hoppe, zur Akademie zu verhindern. Hoppe war schon vor dem 30. Januar 1933 Mitglied der NSDAP gewesen und in Hartungs Augen ein recht dürrtigger »Landeshistoriker« und kein »akademiewürdiger« Historiker. Die Akademiemitglieder vermuteten damals hinter der Zuwahl Hoppes den Einfluß des Reichserziehungsministeriums. Daß lediglich ein Referent im Ministerium Hoppe einen Gefallen tun wollte, ahnte keiner. Und daß Hartung in den nächsten Jahren manch einem seiner Ansicht nach fachlich qualifizierteren und nazistischen Wissenschaftler wie Theodor Mayer zur Wahl in die Akademie verholfen hatte, wurde nach 1945 nicht thematisiert.





Prof. Theodor Frings

Als nach dem Kriege das zweite Jahrbuch der Deutschen Akademie der Wissenschaften für die Jahre 1950 und 1951 vorbereitet wurde, kam für Hartung der Augenblick der Selbstinszenierung: er verfaßte einen Nachruf auf Hintze, in dem er dessen Austritt aus der Preußischen – der nun Deutschen – Akademie als erzwungen und daher nichtig ansah. Damit stellte sich Hartung in die Tradition Hintzes, der eindeutig kein Nazi gewesen war und sich nun bestens für die Kategorien des »bürgerlichen Humanismus« eignete, auf die sich die frühe DDR und damit auch die Akademie beriefen. Hartung fügte dem noch eine persönliche Note hinzu. Er verwies auf die von ihm 1941/43 herausgegebenen Gesammelten Abhandlungen Otto Hintzes, von denen einige Aufsätze »unter dem politischen Druck 1940 bis 1943 weggelassen werden mußten«. Damit stilisierte er sich selbst zum Opfer.

Als Peter-Adolf Thiessen im Herbst 1955 nach 10jährigem Aufenthalt in der Sowjetunion nach Berlin zurückkehrte, wurde er in der Akademie »vor Eintritt in die Tagesordnung« vom Präsidenten persönlich begrüßt. Bereits im Mai hatte das Präsidium der Akademie auf Antrag des Leipziger Germanisten Frings beschlossen:

- »1. Der Wiedereintritt von Mitgliedern der ehemalige Preußischen Akademie der Wissenschaften, die 1945 vom Magistrat [der Stadt] Berlin nicht bestätigt worden sind, soll von Fall zu Fall erwogen werden.
2. Es soll geprüft werden, welche Schriften dieser ehemaligen Mitglieder in den Verzeichnissen der Akademie nicht mehr genannt werden.«

Betraf der zweite Punkt also eine läßliche Sünde, nämlich Straffung der Veröffentlichungsliste der Akademie, ging es im ersten Punkt um eine Vergangenheitskonstruktion, die die Akademie entlasten sollte: Zum Akteur der Ausschlüsse wurde der Magistrat bestellt, die Akademie bescheinigte sich retrospektiv, 1945 in Sachen Entnazifizierung untätig gewesen zu sein. So war es folgerichtig, daß in einer Präsidentenbesprechung beschlossen wurde, daß der »Präsident [der Akademie] den Herrn Ministerpräsidenten bitten (wird), das im Jahre 1939 gewählte Mitglied der Akademie, Hrn. Peter Adolf Thiessen, der im Juli 1945 von der damaligen zuständigen Stelle des Magistrats der Stadt Berlin nicht bestätigt wurde, nunmehr wiederum offiziell als Mitglied der Akademie zu bestätigen«. Am 22. Oktober 1955 nahm das Präsidium »ein Schreiben des Ministerpräsidenten der Deutschen Demokratischen Republik, Herrn Grotewohl, vom [gleichen Tag]« zur Kenntnis »in dem er die Wiederaufnahme von Herrn Peter Adolf Thiessen als ordentliches Mitglied bestätigt«. »Der Präsident wird gebeten, an Hrn. Thiessen ein entsprechendes Schreiben zu richten.« Thiessens forscher Einsatz für die NSDAP, er war mit kurzer Unterbrechung Mitglied seit 1925, seine Rolle als Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für physikalische

Chemie und als Spartenleiter im Reichsforschungsrat, all das hatte sich durch zehn Jahre »Auslandsaufenthalt« in der Sowjetunion »aufgehoben«. Der von der Akademie 1945 beschlossene und vollzogene Ausschluß wurde in der neuen Lesart allein dem Magistrat unterschoben, und gleichzeitig wurde durch die Konstruktion der »Wiederaufnahme als Ordentliches Mitglied« das Plenum, das über Zuwahlen zu entscheiden hatte, als Entscheidungsinstanz umgangen. Der Umstand, daß Thiessen zu den ersten der acht gehörte, die 1945 ausgeschlossen worden waren, erscheint mittlerweile im Archiv und in der Mitgliederliste als »Unterbrechung der Mitgliedschaft«. Hier handelte es sich also um eine Korrektur durch Umformulierung, die mit etlichen, aber nicht mit allen abgesprochen wurde.

Anders sah es bei dem Leipziger Altgermanisten Theodor Frings, Ordentliches Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften seit 1946, aus. In einem Bericht des Akademiedirektors Joseph Naas über die Akademie an das ZK der SED vom Mai 1951 hieß es, die Akademiemitgliedschaft sei »gewollt oder ungewollt eine deutliche Bindung an die Republik. Am deutlichsten wird das an Männern wie Stroux, Friedrich, Correns, Frings¹⁾ (Bruder des Kölner Erzbischofs) usw. sichtbar, die zu einem großen Teil durch die Akademie die Politik der Regierung verstehen und achten lernten«. Damit beschrieb der Akademiedirektor, (der heute dem Generalsekretär entspricht) durchaus in eigenem Interesse, seine erfolgreiche »Umarzungspolitik« der »alten bürgerlich-humanistischen Intelligenz«. Dabei stellte er Frings in einen familiären Kontext, der nicht stimmte. Frings dementierte dieses jedoch nie, der falsche Ruhm schien ihm zu gefallen. Zwar hatte er entfernte Verwandte im Rheinland, die der Vizepräsident der Akademie, Wolfgang Steinitz in den 50er Jahren sogar besuchte, der Kardinal als Bruder war aber wie von Zauberhand in die Unterlagen von Frings gekommen und wurde bis in die 80er Jahre in der Akademie kolportiert. Frings' »Unantastbarkeit« ist es sicherlich mit zu verdanken, daß er aus der Deutschen Kommission an der Akademie mit dem Institut für Deutsche Sprache und Literatur ein germanistisches Imperium aufbauen konnte. Nicht zu vergessen, daß Frings sämtliche öffentlichen Rituale, die die Verbundenheit von Wissenschaft, Partei und Staat repräsentierten, mitmachte, wenn nicht sogar übertrieb. Dazu zählte anlässlich des Karl-Marx-Jahres 1953 auch sein Vorschlag, »eine alljährlich stattfindende feierliche Karl-Marx-Vorlesung einzurichten, die zu einer fortlaufenden Veranstaltung gemacht werden und für den Vortragenden als Ehrung gelten mußte«. Die Karl-Marx-Vorlesung ersetzte die 1946 nicht mehr aufgenommene öffentliche Sitzung der Akademie zur Feier des Friedrichtages, mit dem die Akademie seit 1812 ihres zweiten Gründers gedacht hatte – Marx statt des entthronten Königs als öffentliches Symbol der Akademie.



Gemeinsam ist diesen Strategien, daß bestimmte biographische Daten aus ihrem Kontext gelöst oder in einen nunmehr plausiblen Kontext eingebunden werden. Damit werden Zusammenhänge unfassbar oder so dargestellt, daß die ursprünglichen Verflechtungen und Bedeutungen unerkannt bleiben und in die neuen Zusammenhänge passen – mit Ausnahme der wenigen (eingeweihten oder impertinenten) cognoscentes, die die neue biographische Balance jederzeit bedrohen könnten. In der Regel entfallen nach einiger Zeit aufgrund der wissenschaftspolitischen Entwicklungen die Zwänge zur Retusche, und nach zwei, drei Generationen werden Wissenschaftshistoriker eher die spielerische Energie schmunzelnd anerkennen als an moralisch Fragwürdiges denken.

1 Johannes Stroux (1886–1954), Altphilologe, seit 1935 Ordinarius in Berlin, OM 1937, 1945 Präsident der Preußischen Akademie der Wissenschaften, 1946–1947 Rektor der Universität Berlin, 1946–1951 Präsident, 1951–54 Vizepräsident der Deutschen Akademie der Wissenschaften.

Walter Friedrich (1883–1968), Mediziner und Physiker, seit 1922 Ordinarius in Berlin, OM 1949, 1949–1952 Rektor der Humboldt-Universität zu Berlin, 1951–1956 Präsident, 1956–1958 Vizepräsident der Deutschen Akademie der Wissenschaften.

Erich Correns (1896–1981), Chemiker, OM 1951, 1950 Präsident des Nationalrates der Nationalen Front der DDR, nach wissenschaftlicher Karriere in der Industrie 1951 Direktor des Akademie-Instituts für Faserstoffforschung in Teltow. Sohn des Biologen Carl Erich Correns (1864–1933), OM 1915.

Theodor Frings (1886–1968), Germanist, OM 1946, seit 1927 Ordinarius in Leipzig, Präsident der Sächsischen Akademie der Wissenschaften 1948–1965.



Die Privatdozentin Hedwig Hintze (Berliner Historikerin, Frau Otto Hintzes) wurde auf der Grundlage des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums im September 1933 die venia entzogen. Beim 42. Deutschen Historikertag im September 1998 faßte die Mitgliederversammlung des Historikerverbands den Entschluß, einen Preis für herausragende Dissertationen zu vergeben. Er wird den Namen von Hedwig Hintze tragen.



Petra Werner

Der ›Wunderheiler‹ Friedmann

Von Schulmedizinern bekämpft, von Politikern gefördert,
von der Öffentlichkeit geliebt

In älteren Ausgaben von »Kürschners Gelehrtenkalender« wird der praktische Arzt Friedrich Franz Lothar Friedmann (1876–1953) als Immunologe beschrieben, der sich speziell mit Infektionskrankheiten befaßte. Erwähnt werden zahlreiche Veröffentlichungen, besonders hervorgehoben wird die Bekanntmachung eines Heil- und Schutzmittels gegen menschliche und tierische Tuberkulose.

Der Fall Friedmann, einer der größten medizinischen Skandale des 20. Jahrhunderts, erregte seit 1912 bis in die Zeit nach dem II. Weltkrieg – vor allem mediales – Aufsehen. Friedmann behauptete, aus Schildkröten ein Wundermittel gegen Tuberkulose gewonnen zu haben. Er berief sich auf Robert Koch, der gerade mit dem Mittel ›Tuberkulin‹ gescheitert war. Friedmann ging von der Idee aus, daß eine Immunisierung mit ›lebenden Bakterien‹ zum Schutz vor Tuberkulose möglich sein müsse, und meinte, ein Krankheitserreger, der in einer der phylogenetisch ältesten und gleichzeitig langlebigsten Tierspezies, wie der Schildkröte, überlebt hat, müßte seine Gegenstoffe erzeugenden Kräfte durch jahrhundertealte Selbstkultur enorm gesteigert haben. Als er noch Gymnasiast war, hatte er ein Medizinbuch aus dem 17. Jahrhundert in die Hände bekommen, in dem Schildkrötenfleisch und -blut als Volksmedizin gepriesen worden war.

Friedmanns Mittel sollte nicht nur heilend, sondern auch vorbeugend, nicht nur auf Menschen, sondern auch auf Geflügel, Rinder und andere Tiere wirken. Es war billig und leicht zu handhaben – eine einmalige Injektion sollte genügen. Das Medikament erregte jahrzehntelang die Gemüter, ohne daß sich die Wissenschaftler über seine Wirksamkeit einig werden konnten. Innerhalb der Gelehrtenkommission blieben die Meinungen widersprüchlich. Wissenschaftler wie August Wassermann und Adolf Blaschke schätzten ihn und überwiesen ihm Patienten.

Friedmanns Leben liegt bis auf wenige Angaben im Nebel. Folgt man seinen Erzählungen, so war seine Biographie eine Aufeinanderfolge irrwitziger Geschichten, voll von schillernden Figuren. Die meisten waren sehr berühmt – Nobelpreisträger wie Paul Ehrlich kommen vor, oder der ›Poetarzt‹ Carl Ludwig Schleich, ehemals Chirurg, später Psychologe und Modeschriftsteller. Auch Strindberg,



Unlautere Resultate werden (...) vor allem dann akzeptiert, wenn sie in plausibler und autoritärer Art präsentiert werden, mit vorherrschenden Vorurteilen und Erwartungen übereinstimmen und von qualifizierten Forschern aus renommierten Instituten stammen.

André Blum in *Die Zeit* 10. 6. 1998

Thomas Mann und Erwin Piscator werden genannt, Politiker wie der Kultusminister der Weimarer Republik, Konrad Haenisch, die amerikanischen Präsidenten Roosevelt und Wilson spielen eine Rolle. Außerdem finden sich in den Akten Journalisten und Geschäftsleute – darunter einer, der für fünf Tage Polizeipräsident war und wegen Amtsanmaßung angeklagt und (natürlich) freigesprochen wurde. Frauen waren, wenn sie auftauchten, adelig, sehr schön und wollten Friedmann eine Millionenerbschaft aufdrängen und schenkten ihm Meerschweinchen aus Kopenhagener Porzellan. Allerdings entpuppte sich der große Preis der medizinischen Fakultät als ein Preis für Studenten, der große Preis der Preußischen Akademie war eine Förderung in Höhe von 400 RM.

Es existieren von Friedmann keine Fotos, die man als glaubwürdig oder gar wohlwollend bezeichnen könnte, überliefert ist nur ein Porträt, das den Haß seines Schöpfers ausdrückt. Es erschien 1932 in der *Berliner Morgenpost* und zeigt Friedmann mit halbgeschlossenen Augen, deren starrer Blick ihm die Miene eines Schwerverbrechers verleiht – ein vierschrotiger Durchsetzerschädel, Hitlerbart, dünnes Haar, das über eine Glatze gekämmt wurde. Wenn man ein Beispiel sucht für den Krieg der Bilder, hier findet man es. Die Aufnahme wurde zu einem Zeitpunkt gemacht, als Friedmann schon schweren Angriffen ausgesetzt war. Charakteristischer für den jungen Gelehrten, den »Aufsteiger« Friedmann, ist wohl die Beschreibung, die ein Journalist von der Zeitung *Der Tag* am 6. Juli 1913 lieferte: »Dr. Friedmann ist nicht der Typus eines deutschen Stubengelehrten. Fast möchte ich sagen: der Mann, der nicht über 30 Jahre alt ist, hat etwas Amerikanisches an sich in der schlanken Gestalt, der zähen Energie, die aus seinen scharfen, lebhaften Augen spricht. Roosevelt würde sagen: ein Mann, der für das strenuous life, das kampffreie Leben, paßt.«

Auf Familienfotos, wo andere Männer aussehen wie Preisträger eines ländlichen Gesangsvereins, wirkte er wie jemand, der mit zusammengebissenen Zähnen an seinen Lebenstraum denkt. Er verstand es offenbar, sich zu inszenieren.

Friedmann trat mit Nachrichten an die Öffentlichkeit, die unter den damaligen Umständen wie Sprengsätze wirkten. Eine Nebenwirkung des Skandals war, daß er Diskussionen

inspirierte und verkalkte Strukturen aufbrach, ganz im Sinne Rubiners, jenes expressionistischen Dichters, der fand, »Zivilisation ist wohltuend, aber sie trägt zu viel Zinsen. Denn wenn nicht mal die ganze Kiste klafft und alle Leute einen Todesschreck kriegen, dann ist das Leben langweilig«. Es sei so, »als müßte man sein Leben lang Salamiwurst essen«. In diesem Sinne gelang es Friedmann, Wissenschaftlerkollegen, Politiker, Schriftsteller, Journalisten und Kranke für sein Mittel zu interessieren und die Öffentlichkeit vierzig Jahre lang in Atem zu halten. Mit seinem Namen sind Diskussionen über Impfmethode, Naturheilkunde, Ethik, Reklamerummel, Plagiat verbunden. Hunderte von Artikeln und sogar ein Theaterstück wurden für und über ihn geschrieben. Er war überzeugt davon, Menschen heilen zu können, hatte gute Nerven und ungeheure Energie. Er warf seinen Nachahmern Gewinnsucht und Ausbeuterei vor, ihre Motive seien Eitelkeit und die Sucht, den mysteriösen, heiligen Medizinmann, den Zauberer zu spielen. Hauptsächlich wollten sie mit seinem Namen Geld verdienen.

Die tieferen Ursachen für seine Geltungssucht liegen vermutlich in der Vergötterung durch die Mutter, die ihm das Gefühl des Auserwähltheits vermittelt und bei der er bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr wohnte. Folgt man Freud, so ist das Gefühl, der unbestrittene Liebling der Mutter gewesen zu sein, die Grundlage für jenes Eroberungsgefühl, das sich nie verliert und den Erfolg geradezu herbeizwingt. Friedmanns Charisma läßt sich nicht erklären, es ist belegt, daß ihm nicht nur das zahlende Publikum und keineswegs nur Frauen und Außenseiter folgten, sondern auch bekannte Wissenschaftler, die sich in der Öffentlichkeit und in Fachgesprächen immer wieder für weitere Tests des Mittels einsetzten. Friedrich Kraus, der zu den wenigen Ordinarien der medizinischen Fakultät der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität gehörte, die dem Mittel unvoreingenommen gegenüberstanden, sprach von einem »pflichtgemäßen Interesse«, das die große Bedeutung des Gegenstandes mit sich bringe. Er gab Friedmann in seiner Klinik die Möglichkeit, seine Fälle vorzustellen. Mit der großen Bedeutung des Gegenstandes argumentierten auch andere – so der Anatom Waldeyer-Hartz. Die Idee, lebende Bakterien zu verwenden und dazu noch die eines Kaltblüters, nämlich der Schildkröte, lag im Trend der damaligen wissenschaftlichen Entwicklung. Viele Wissenschaftler waren der Überzeugung, daß eine solche Methode

zum Erfolg führen könnte, allerdings war Friedmann der einzige, der behauptete, den wirksamen Stamm tatsächlich gefunden zu haben. Mitgespielt haben mag, daß Wissenschaftler wie Politiker offenbar Angst davor hatten, einem Genie Unrecht zu tun und vor der Geschichte als ignorant abgestempelt zu werden – dies kommt in Reden, Veröffentlichungen und Diskussionsbeiträgen im preußischen Herrenhaus zum Ausdruck. Als Beispiel für Fehleinschätzungen wurden die Arbeiten von Semmelweis, Galilei und Robert Mayer angeführt, aber auch Carl Ludwig Schleich, der als lebendes Denkmal für die Ignoranz seiner Chirurgenkollegen zitiert wurde. Schleich agierte dann auch zehn Jahre später als Propagandist für Friedmann.

Friedmann war der richtige Mann am richtigen Ort zur richtigen Zeit; wie kaum ein anderer verkörperte er den Zeitgeist der Jahrhundertwende. Als er die Bühne betrat, befand sich die Schulmedizin in einer Krise. Diese Krise äußerte sich nicht zuletzt in einem Vertrauensverlust der Bevölkerung in die klassischen Methoden und im zunehmenden Einfluß alternativer Heilmethoden wie Naturheilkunde und Homöopathie. Ein häufig gebrauchtes Argument war, es werde zuviel und zu schnell operiert, die Behandlungen und Medikamente seien zu teuer. Ein Mittel, das billig war und durch das Operationen vermieden werden konnten, hatte gute Chancen, Aufmerksamkeit zu erregen. Die Tuberkulose war noch eines der großen Probleme dieser Zeit, womit auch das Forschungsinteresse von Wissenschaftlern in Deutschland und auf der ganzen Welt verbunden war. Auch fühlten sich viele Laien berufen, an der Suche nach einem Therapeutikum mitzuwirken und dabei reich zu werden. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts und in den zwanziger und dreißiger Jahren (bis zur Entdeckung der Sulfonamide und des Penizillins) gab es kaum eine Krankheit, gegen die so viele Mittel in Umlauf waren wie gegen Lungentuberkulose. Diese Mittel wurden als Zimtsäure, Kreosot, Partialantigene, cantharidinsäure Salze bezeichnet oder trugen einfach den Namen ihres Schöpfers. Das Interesse des allgemeinen Publikums an neuen Ergebnissen der Tuberkuloseforschung und -bekämpfung war groß, zudem blieb die Lösung des Tuberkulose-Problems ein wichtiges Anliegen der Politiker vom Kaiserreich bis zum Dritten Reich. So war schon das auswärtige Amt des Kaisers angehalten, Seine Majestät regelmäßig über Neuentwicklungen auf diesem Gebiet, die in Zeitschriften, Zeitungen und in Vorträgen auf internationalen Kongressen vorgestellt wurden, zu informieren.

Friedmann hatte ein Problem erster Ordnung aufgegriffen, und er besaß die Begabung, die Öffentlichkeit über seine vermeintlichen bzw. tatsächlichen Erfolge zu informieren.

Das Interesse des Staates und der Presse, aber auch Erfolge von Wissenschaftlern wie Robert Koch, der 1882 die Isolierung des Tuberkelbazillus bekanntgegeben hatte, heizten die Stimmung an und erzeugten in Deutschland einen Fiebertaumel, der Züge einer Massenpsychose trug. Die Leistung Kochs fand international große Beachtung, so vor allem in den USA und Kanada. Koch hatte den Tuberkelbazillus isoliert, aber die damit verbundenen Hoffnungen hatten sich nicht erfüllt. 1889 hatte Robert Koch zwar die Entwicklung seines Impfstoffes Tuberkulin bekanntgegeben. Aus nationalistischen Erwägungen hatte ihn die Regierung gedrängt – in Konkurrenz zu Pasteur – ein Mittel zu finden; es erwies sich aber als unwirksam. Im Jahre 1900, gerade als Friedmann sein Studium mit der Promotion abgeschlossen hatte, war das Interesse am Thema so groß, daß auf Druck der deutschen Öffentlichkeit eine Stiftung ins Leben gerufen wurde, die sich der wissenschaftlichen Erforschung der Tuberkulose widmen sollte. Diese Stiftung wurde von amerikanischen Industriellen unterstützt, der amerikanische Millionär Andrew Carnegie spendete eine halbe Million Reichsmark. In mehreren überschwenglichen Schreiben an den zuständigen Reichsminister bzw. den Deutschen Botschafter drängte er sich beinahe, Geld spenden zu dürfen und lobte Männer wie Robert Koch, Edward Jenner und Louis Pasteur als die wahren Helden der menschlichen Zivilisation. Auch andere Sponsoren betraten die Bühne mit dem Ziel, Steuern zu sparen, den Menschen zu helfen und durch gute Werke unsterblich zu werden.

Friedmann hatte also ein Problem erster Ordnung aufgegriffen, und er besaß die Begabung, die Öffentlichkeit über seine vermeintlichen bzw. tatsächlichen Erfolge zu informieren. Bedeutsam war die Verknüpfung des Tuberkulose-Problems mit sozialen Fragen, die Friedmann das Interesse der Politiker sicherte. Die Entdeckung des Tuberkelbazillus durch Robert Koch hatte weltweit ein Umdenken eingeleitet – hatten doch bis Mitte des 19. Jahrhunderts viele Ärzte Tuberkulose als Krankheit betrachtet, die ein physiologisches und soziales Problem zugleich sei. Mit der Isolierung eines Bazillus und der Konzentration auf ihn als Krankheitsursache konnte die Diskussion um soziale Probleme kurzzeitig zurückgedrängt werden. Nach der Novemberrevolution in Deutschland wurde dieser Zusammenhang in parlamentarischen Debatten wieder betont und die Häufigkeit der Krankheit unter Armen z. B. mit Wohnproblemen, den hygienischen Verhältnissen in Wohnhäusern, Schulen und Krankenhäusern verknüpft. In Deutsch-



land machte sich, wie sich anhand der parlamentarischen Debatten beobachten läßt, gerade bei Vertretern linker Parteien (z. B. der Deutschen Demokraten, der SPD und der Kommunisten) die Sorge breit, man könnte sich in Zukunft zu stark auf den Bazillus konzentrieren und die Tuberkulose nicht mehr als soziales, sondern lediglich als bakteriologisches Problem betrachten. Man betonte, daß die Behandlung mit dem Friedmann-Mittel nicht über die Notwendigkeit hinwegtäuschen könne, die sozialen Probleme auf politischem Wege zu lösen. Der Reklameaufwand für das Friedmannsche Mittel wurde zunächst kritisiert – z. B. die Tatsache, daß vor Debatten Reklameschriften an Parlamentarier verteilt wurden, was alle Parteien als Ungeheuerlichkeit bezeichneten. Konrad Haenisch, 1917 Redner der Sozialdemokratie im Landtag und später Kultusminister der Weimarer Republik, sprach sich gegen das – wie er sagte – mit lautem Reklametamtam in die Welt gesetzte Friedmannsche Tuberkulosemittel aus. Er bedauerte, daß solche ›Humbugunternehmungen‹ immer wieder Förderung durch Universitäten erhielten. Sie brächen ja stets nach ein paar Jahren elendiglich zusammen, hätten aber den Vorteil, daß ihr Erfinder inzwischen ein reicher Mann geworden sei. Haenisch gehörte zu der kleinen Gruppe von Parlamentariern, die nach der Novemberrevolution ihre Meinung ins Gegenteil änderten. Als Minister unterstützte er nun plötzlich den Heiler. Als er gefragt wurde, wie sein Sinneswandel zu erklären sei, bekannte er, daß ein Minister besser informiert sei. Mit Haenischs Hilfe wurde Friedmann gegen den Willen der gesamten medizinischen Fakultät zum Professor ernannt und bekam ein Institut, in dem er sein Mittel anwenden konnte.

Wie wurde das Institut finanziert? Hier liegt – wie man landläufig zu sagen pflegt – der Hase im Pfeffer. Der Staat stellte das Gebäude zur Verfügung, die Betriebsmittel mußte Friedmann allein beschaffen. Auch hier half Haenisch. Der Kultusminister bat seinen ehemaligen Parteifreund, den Verleger Dr. Helphand, um Hilfe. Dem russischen Revolutionär Alexander Helphand, der unter dem Namen ›Parvus‹ politische Streitschriften veröffentlichte, war Haenisch seit Mitte der neunziger Jahre eng verbunden. Die Männer hatten ein ähnlich extremes Temperament, ein entscheidender Unterschied zwischen ihnen war das Geld, denn Helphand war Millionär. Er gehört zu den mythischen Gestalten der Revolutionsgeschichte des 20. Jahrhunderts. Fast alle bedeutenden Politiker seiner Zeit haben sich in einer Mischung aus Anerkennung, Abschätzung und Neid über ihn geäußert, allen voran Leo Trotzki, Karl Kautsky, Rosa Luxemburg und Maximilian Harden. Trotzki beklagte an Helphand die wollüstige Lebenssucht, Frivolität, geistige Unstetigkeit und einen Mangel an Fleiß, um seine Fähigkeiten zur Entfaltung zu bringen. Sein Äußeres wird wie das eines exotischen Fabelwesens beschrieben: eine breitschultrige, vierschrotige Gestalt von der Figur

eines Michelangelo-Sklaven, mit etwas zu kurzen Beinen, einem mächtigen Kopf mit überhöhter Stirn und Vollbart. Seine Spitznamen lauteten: Dr. Elefant, der Dicke, Robbe, Falstaff. Man sagte über ihn, der kann kein Sozialist sein, er liebt Champagner! Seine Orgien waren berüchtigt, Helphand war ein König der Nacht, den alle heimlich besuchten, aber nicht grüßen wollten. So unterschiedlich die Besucher auch waren, eines hielt sie zusammen: sie wünschten sich eine Reichspolitik im Stile einer expandierenden, hohe Dividenden ausschüttenden Aktiengesellschaft. Der russische Revolutionär wollte den Kapitalismus mit seinen eigenen Waffen schlagen und hatte, zusammen mit schillernden Geschäftsleuten, diverse Firmen im europäischen Ausland gegründet – es gab fast nichts, womit er nicht handelte, darunter Waffen. Nach dem Geheimnis seines großen finanziellen Erfolgs befragt, nannte Helphand den Grundsatz ›Kapital und Beziehungen‹ – mit den Beziehungen meinte er unter anderem Kontakte zu Politikern auf dem Balkan.

Haenisch war seit Jahrzehnten mit Helphand befreundet – welchen Grund Helphand hatte, das Institut zu finanzieren, bleibt offen, möglicherweise war es eine Geldwaschanlage. Vielleicht wollte Helphand, der seine Dissertation nur mit einem enttäuschenden ›Rite‹ abschließen konnte, sich als Mäzen der Wissenschaft einen Namen machen? Und wollte Haenisch, der inzwischen von der Wirkung des Mittels überzeugt war, dem Mäzen einen Gefallen tun? Jedenfalls stellte Haenisch den Kontakt zwischen Helphand und Friedmann her, und es kam zu einem Geschäft.

Das Männerbündnis endete 1920 mit einem Skandal, aus dem Friedmann zeitweilig als Verlierer hervorging – Helphand und seine Geschäftspartner zogen ihr Kapital aus dem Institut, das inzwischen ein gutgehendes Unternehmen war. Alle Beteiligten warfen sich gegenseitig unseriöse Geschäftspraktiken vor. Haenisch hielt in diesem Fall zu Helphand.

Friedmann gab nicht auf. Die Debatte um sein Tuberkulose-Mittel wurde 1923 fortgesetzt. Jetzt ging die Zustimmung quer durch alle Parteien. Die Argumente stützten sich jedoch nicht auf die Wirksamkeit des Mittels, sondern es wurde ausschließlich politisch argumentiert. Die widersprüchlichen Gutachten zogen die Frage nach sich: »Wie ist es möglich, daß so unterschiedliche Meinungen entstehen?«, die jedoch niemand beantworten konnte. Der Debatte haftet eine gewisse Intellektuellenfeindlichkeit an, gemischt mit dem Bestreben, die sogenannte Schulmedizin zu attackieren. So äußerte ein Abgeordneter der Sozialdemokratischen Partei, die Professoren nähmen Friedmann doch lediglich übel, daß er eine dankenswerte Erfindung gemacht habe, ohne in der üblichen ›Ochsentour‹ durch die hierarchische Stufenleiter der Universität gegangen zu sein.

Er sei außerhalb der Universitätskreise durch große Mühe zu Feststellungen gelangt, die er der Öffentlichkeit unterbreitet habe. Es sei deshalb nötig, ihn zu unterstützen. Der Staat habe die Aufgabe, das Friedmann-Mittel, unter allen Umständen, der Bevölkerung zugänglich zu machen. Noch schärfer äußerte sich ein kommunistischer Abgeordneter, der die konservativen Professoren an der Universität kritisierte. Vom »blöden Horn der großen Menge der Schulmediziner« war die Rede, von verwerflichen Mitteln, mit denen gegen wissenschaftliche Größen gearbeitet werde. Den Schulmedizinern wurde unterstellt, sie würden der Bevölkerung ein preiswertes und wirksames Mittel gegen Tuberkulose aus egoistischen Motiven vorenthalten. Begriffe wie ›Bubenstücke‹ fielen und ›Kampf der Perücken‹, von niedriger Gewinnsucht der Neider und gehässiger Konkurrenz war die Rede, vom ›Weichselzopf der Medizin‹, der so verlaust und verfilzt sei, daß man ihn nur abschneiden kann und nicht mehr versuchen sollte, ihn zu waschen. Der Gegensatz zwischen Schulmedizinern und Anhängern moderner Methoden, darunter der Naturheilkunde, verschärfte sich vor dem Hintergrund wirtschaftlicher Schwierigkeiten. Richtig ist, daß Schulmediziner eine Einbeziehung der Naturheilkunde verhindern wollten – einerseits aus egoistischen oder politischen Motiven, andererseits aus Angst vor dem Eindringen unwissenschaftlicher Methoden in die Medizin.

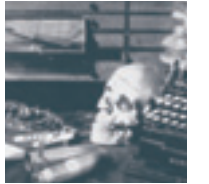
Friedmann, der konvertiert war und ein ambivalentes Verhältnis zum Judentum hatte, wurde 1934 entlassen. Sein Arbeitgeber, die Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, eröffnete im April 1935 ein Dienststrafverfahren gegen ihn. Die Vorwürfe, die gegen ihn erhoben wurden, waren nicht neu – der Unterschied zur Weimarer Republik bestand lediglich darin, daß die fachlichen Vorwürfe mit antisemitischen Ausfällen verknüpft wurden. Vieles deutet darauf hin, daß es zwischen der NSDAP-Reichsleitung, dem zuständigen Ministerium und der Fakultät Absprachen gab. Man warf Friedmann vor, »Pflichten verletzt zu haben, die ihm sein Amt auferlegte, und sich der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens, die sein Beruf erforderten, unwürdig gezeigt zu haben«. Nun wurde auch die Vielzahl der gegen ihn erhobenen Vorwürfe durch Gutachten der Professoren der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität bestätigt. 1937 wurde Friedmann freigesprochen.

1937 emigrierte Friedrich Franz Friedmann nach Monte Carlo, dort starb er 1953.

Es handelt sich um einen eigens für GEGENWORTE erstellten Beitrag, der eine Kostprobe aus Petra Werners Buch über Medizinische Skandale des 20. Jahrhunderts ist, das demnächst erscheinen soll.



Anna Maria Zoch (1874 – 1945), hatte 44 Jahre lang eine Romanze mit Friedmann, sie hielt zu ihm in guten und schlechten Zeiten. Friedmann setzte ihr ein Denkmal, indem er sein Medikament ›Anningzochin‹ nannte.



Martin Gierl

Wissenschaft und die Geschichte gelehrter Ehre

Zwischen Irrtum und Betrügerei

Wissenschaft ist nicht zuletzt ein Produkt der Ehre: der Ehrwürdigkeit der Institution und ihrer Partizipanten. Dieser Topos hat die Wissenschaftsgeschichte seit dem Mittelalter begleitet. Wissenschaftsmangel hingegen beruhe auf Irrtum oder bewußter Täuschung. Der Täuschung müsse durch die Institutionalisierung von Regeln ein Riegel vorgeschoben werden.

Was ist die gelehrte Ehre? Was liegt zwischen Ehrwürdigkeit, Mangel an Wissenschaftlichkeit und Täuschung? Die Vorstellungen davon haben eine Geschichte.

Anfangen haben die Versuche, wissenschaftliche Redlichkeit institutionell zu regeln, nicht erst im 18. Jahrhundert, besonders wirksam geworden im Sinn der heutigen Wissenschaftskultur sind sie jedoch zur Zeit aufklärerischer Gelehrsamkeit. An die Stelle des Schutzes eines Wissenskanons nach vornehmlich konfessionellen Richtlinien rückte kumulative Wissensschöpfung und Verbreitung: Ein sich weiter und weiter spinnendes Netz gelehrter Organe mit Periodika, bibliographischen Verzeichnungsinstrumenten und Popularisierungsmedien wie Lexika und Moralische Wochenschriften entfaltete sich – ein umfassender Apparat einer kooperierenden gelehrten Öffentlichkeit. Nicht mehr auf die Lehren des Meisters zu schwören, sondern alles zu sammeln und das Beste zu behalten – als ein gemeinsam betriebenes Unternehmen – war *das* gelehrte Motto dazu bis zur Jahrhundertmitte. Man organisierte sich in gelehrten Gesellschaften, edierte Zeitschriften und veröffentlichte dort, was es am Ort an wissenschaftlichen Neuigkeiten gab und was man von auswärts erfuhr. Man hat derartige Kooperation als Befreiung von der »verzopfthen« Gelehrsamkeit des Barock empfunden, als Fortschritt, den es zu schützen galt und gegen dessen Gefährdung vorzugehen war.

»Das größte Hinderniß [guter Wissenschaft] machen endlich die verderbten Hauptneigungen und bösen Gewohnheiten oder unordentlichen Gemüthsbewegungen des Willens, welche uns reizen, entweder ohne genungsame Einsicht und Ueberlegung, oder gar wider besser Wissen und Gewissen zu gedenken, zu reden und zu handeln, als Ehrgeiz, Geldgeiz, Wollust, unordentliche Liebe und ungegründeter Haß, der Brotneid, die Begierde einen grossen Namen und Beyfall vor andern zu erlangen, der Unglaube, die Gottlosigkeit, Bosheit, Thorheit, Heucheley, Arglist,

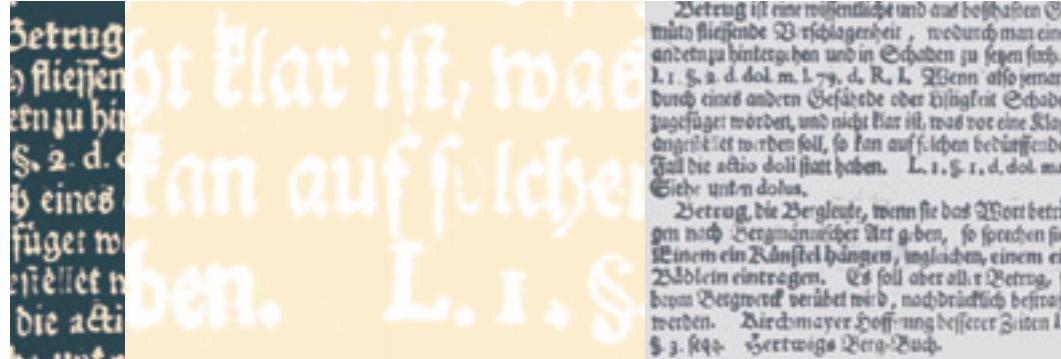
Eitelkeit, Unvorsichtigkeit und dergleichen, da man wider die andere Quellen der Gelehrsamkeit [Erfahrung, Nachdenken, Offenbarung] handelt, solche entweder verabsäumt oder eigensinnig verwirft und nicht recht anwendet.«

Daher entstünden dann:

»Die Sophistery, (...) Die eingebildete und übertünchte Gelehrsamkeit: Die Grillenfängerey, (...) Die Bigotterie und Sectirerey: Die Pedanterey: Die Pralerey, Thrasonismus, Egoismus, Titulomania...: die Charlatanerey: die Machiavellisterey: die Barbarey: die Ausschreibung oder der gelehrte Diebstahl: die Windmacherey: das unnütze Zweifeln, oder der Scepticismus: und der Kützel (...) Dinge die sich nicht demonstriren lassen, dennoch zu demonstriren.«

Es handelt sich hier nicht um irgendeine Liste, die Fabricius in seinem Standardhandbuch zur Gelehrten-geschichte von 1752 zusammengestellt hat, sondern um Themen der ausladenden frühauflärerischen Debatte über gelehrtes Wohlverhalten, und entsprechend ist jede der Figuren dick mit bibliographischen Hinweisen unterlegt – keine Mühe für Fabricius, hat es doch schon zu damaliger Zeit zwei Spezialbibliographien zur Literatur über den gelehrten Scharlatan gegeben.

Diskutiert wurde in dieser Debatte gelehrtes Sozialverhalten – von den Konversationsregeln über die passende Kleidung bis hin zu Traktaten über den schmutzigen Gelehrten und über gelehrte Frauenhasser –, vor allem aber drehte sich die Debatte um die neue literarische Öffentlichkeit und den Gelehrten in ihr. Die gelehrte Öffentlichkeit der Aufklärung hat den gelehrten Betrug nicht geschaffen, aber sie hat ihm neue und andere Möglichkeiten geboten. »Das System der Forschungspublikation baut in weiten Bereichen auf Vertrauen auf«: Man könne nicht



Die gelehrte Öffentlichkeit der Aufklärung hat den gelehrten Betrug nicht geschaffen, aber sie hat ihm neue und andere Möglichkeiten geboten.

durch die Texte hindurch in die Labors von Falschspielern blicken, heißt es heute. Öffentliches Falschspielen erzeugt gegenseitiges Mißtrauen, untergräbt das Ansehen der Gelehrsamkeit und gefährdet die Vervollkommnung der Wissenschaften, hieß es damals. Etwa bei Jakob Thomasius in dessen Standarddissertation von 1673 zum Plagiat. Plagiat, so definiert er, ist das »mendacium justitiae commutativae oppositum«. Als Vergehen sei es nicht gerichtlich zu belangen; es müsse von den Gelehrten in eigener Regie geregelt werden. Er hatte dabei das Rezensionswesen im Sinn, aber auch präzises und obligatorisches Zitieren. Die Rezensionstage sollten gelehrte Scharlatane abschrecken, und fremdes Gedankengut sollte gekennzeichnet werden, um Plagiat eindeutiger zu machen, besonders aber auch, um mit der Zuschreibung gelehrtes Ansehen gerecht zu verteilen. Die gelehrte Öffentlichkeit sollte überprüfbar sein und jedem darin zukommen, was er verdiente.

Man hatte die Libertas philosophandi gewollt und den literarischen Markt bekommen, Konkurrenz mithin in der gelehrten Öffentlichkeit, die um so produktiver zu wirken vermochte, je umfassender sie nicht allein Anlaß und Raum für den Wettstreit um Wissen bot, sondern zugleich Arbeitsmotivation und -kontrolle verschränkte. Die neue Welt der Rezensionstage und Fußnoten war die Welt der Wissenschaft, aber auch eine neue Welt der Reputation und der Ehre. Literarische Öffentlichkeit vollzieht sich als sozialer Akt im Austausch zwischen Wissen und Ehre – so die zeitgenössische Formel. Der Baumgarten-Schüler Georg Friedrich Meier hat sie umgesetzt zu folgender Definition:

»Man versteht durch die Ehre eines Menschen, die Erkenntniß seiner grössern Vollkommenheiten von andern; oder wenn jemand erkennt, daß der andere grössere Vollkommenheiten besitze, folglich wenn er urtheilt, daß demselben ein grosser Grad der Vollkommenheit zukomme, so ehrt er denselben. Die gantze Ehre eines Menschen ist demnach der Inbegriff aller Urtheile, die andere von seinen grössern Vollkommenheiten, mit welchen er ausgeziert ist, fällen.«

Ehre ist also keineswegs eine willkürliche Setzung sozialer Arroganz. Sie vollzieht sich, ist kommunikativer Prozeß, ist stetiges Urteilen und Beurteiltwerden. Ehre ist reale Ökonomie (...) daß Meier Ehre zu mathematisieren versuchte, sei wenigstens am Rande vermerkt (...) ihre Münze ist die Reputation, bemessen nach dem, was nach dem Urteil der selbst Ehrenwerten über das nur Normale hinausgeht. Ehre ist für Meier nicht fix. Sie ist auf der

Achse zwischen Verachtung und Ruhm der nach dem Urteil der Urteilsfähigen sich kontinuierlich verschiebende Punkt persönlichen Ansehens. Zumindest in diesem Punkt wird Meier auch heute noch Zustimmung finden. Ehrzuweisung ist ein Kerngeschehen des Sozialen.

Die Folgen, die das für die Wissenschaft hat, sind immens. Denn natürlich ist Wissenschaft immer auch kommunikativer Prozeß und damit sozial. Oder anders formuliert: Wenn Wissensvermittlung die Transformation von Wissensarbeit in Ansehen bedeutet, ist das geltende Wissen immer auch sozial. Das heißt, daß sich Wissenschaftsmangel nur im nachhinein betrachtet als Opposition von Irrtum und Fälschung des einzelnen Forschers individualisieren und moralisieren läßt. Aus der Perspektive des aktuellen Geschehens dagegen handelt es sich bei Irrtum und Fälschung um zwei Spezialfälle im weiten Spektrum wissenschaftlicher Praxis. Nehmen wir als Beispiel den antiken Meister der Naturgeschichte Plinius und ihm gegenüber Kant, den Meister redlicher Wissenschaft und analytischer Kritik.

Heute gilt Plinius' über Jahrhunderte immer wieder aufgelegte »Historia naturalis« wohl eher als ein wohlgeordnetes Sammelsurium des Hörensagens, und auch bei einer allgemeinen Erkältungswelle würden wir, von Migräne geplagt, kaum in den Zoo laufen, Plinius eingedenk, daß das Rüsselauflegen besonders gegen Kopfschmerzen helfe, wenn der Elefant dabei niest. Sicherlich wußte Plinius, daß einiges, was er schrieb, etwas obskur gewesen ist. Wichtig aber, so sagt er, sei das Vollständige, Enzyklopädische der Darstellung. Für Kant war dies zuviel und zuwenig. Aberglauben müsse beiseite bleiben. Er wolle sich in der »Physischen Geographie« auf das konzentrieren, was sich »mit einiger Sicherheit anmerken« läßt. So seien Riesen Dichtung und des »Plinius einäugige, höckerige, einfüßige Menschen, Leute ohne Mund, Zwergvölker u. dergl. gehören auch dahin«. Kant distinguert. Bei ihm wird »Wissen« mit zugepitztem Mund gesprochen. Anmerkungen werden eingestreut; er diskutiert die zeitgenössische Literatur. Jedoch: kurz vor den Riesen heißt es: »Die Neger werden weiß geboren« und haben so dicke Haut, daß man sie besser mit Stöcken schlägt statt peitscht, um Eiter unter der Haut zu vermeiden. Kurz nach den Riesen: »Die Menschheit ist in ihrer größten Vollkommenheit in der Race der Weißen. Die gelben Indianer haben schon ein geringeres Talent. Die Neger sind weit tiefer, und am tiefsten steht ein Theil der amerikanischen Völkerschaften.«

Es geht hier nicht darum, Kants Kultur-Rassismus oder Plinius als Plaudertasche vorzuführen. Wichtig ist, daß wir

Kants anthropologische Bemerkungen, so wie Kant diejenigen des Plinius, außerhalb von Wissenschaft setzen. Es ist nicht nur Irrtum. Es ist uns dummes Geschwätz, hat eine moralische Komponente, den Vorwurf, unkritisch wider mögliche Prüfung Unsinn verbreitet zu haben, eine Schludrigkeit, die – läßt man ihre Historizität außer acht – nahe an fahrlässige Täuschung geht. Betrug am Leser – vielleicht eher damals als heute.

Europäische Prävalenz ist jedoch gängige Münze in der manchmal bleichen Aufklärung und Plinius' Enzyklopädieargument einleuchtend. Kant hat – wie wir alle – das Gängige benutzt an Stellen, die nicht im Zentrum seines Argumentationsinteresses lagen, und für Plinius ist es geradezu Aufgabe gewesen, zuerst zu sammeln und das Gesammelte zu überliefern. Dazu hat auch die Entscheidung für zeitgenössisch geforderte angenehme Lesbarkeit gehört, selbst wenn das zu Lasten der Sachprüfung gegangen ist. Wissen – das ist der zweite wichtige Punkt am Beispiel – ist sowohl in seiner Eigenart – in dem, was jeweils als gute Ware anzusehen und anzubieten ist – wie auch in seinem Zustandekommen – in dem, was als zumutbare und obligatorische Prozedur kritischer und integrierender Wissensschöpfung zu gelten hat – wesentlich historisch.

Die Produktion von Wissen ist damit immer auch begleitet von Wissenschaftsmangel. Ja, Wissenschaftsmangel und zeitgenössische Typik der Wissenschaft fallen weitgehend zusammen. Dies betrifft Theorie- und Differenzierungsdefizite, besonders aber Wissenschaftsmängel als Konsequenz des sozialen Kontextes – der Arbeitsbedingungen, innerhalb derer sich Wissenschaft vollzieht. Wissenschaft ist allein das Streben nach Wahrheit, halt es von den Kathedern. Schon das ist Betrug. Denn jeder, der Forschung nicht nur aus Festreden und Hörsälen kennt, weiß, daß es zwar wohl Streber gibt, aber statt Einsamkeit und Freiheit eher ein feinmaschiges Netz von Beschränkungen: der zur Verfügung gestellten Zeit, der instrumentellen Möglichkeiten, der Veröffentlichungschancen, der Förderungsbedingungen und der finanziellen Ressourcen. Wissensproduktion baut darauf, daß es eine Menge von Dingen gibt, die nicht zu überprüfen sind, nicht überprüft werden, nicht überprüft werden können, wohl aber überprüft werden könnten. Man verläßt sich auf die gängigen Meinungen, Theorien, Versuchsreihen und Autoritäten nicht nur aus mangelndem Problembewußtsein, sondern auch und in dem Maß, in dem beschränkte Arbeitskapazitäten die Übernahme anerkannten Wissens erzwingen. So ist die soziale Umwelt, in der sich Wissenschaft vollzieht, zentral an der Produktion ehrenvollen Wissens beteiligt. Ehrenvoll ist Wissen nicht, weil es neu ist. Ehrenvoll ist Wissen,

Ehre ist keineswegs eine willkürliche Setzung sozialer Arroganz (...). Ehre ist reale Ökonomie.

insoweit es Anerkennung findet, akzeptiert wird und dementsprechend verhandelbar ist. So gründet denn der Austausch von Wissen und Ehre in sozial konfigurierter Kontrolle.

Wie hat sich dieser Komplex von Wahrheit, Ehre und Vertrauen – modern gesprochen: Wissen, Reputation, Sozialkontrolle – entwickelt? Drei Eckpunkte davon seien genannt.

Nehmen wir als Beispiel für die Aufklärung ihr enfant terrible, Johann Ernst Philippi (~1701–1758), Sohn eines Merseburgischen Hofpredigers, Doktor jur., erster Germanistikprofessor überhaupt, Prophet schließlich und Pornograph, der »gedachte sein Glück auf Universitäten zu machen«, wie es in einer der Biographien heißt. 1723 hatte Philippi die Magisterehren erworben, wenig später ein Traktat gegen die sächsische Lotterie geschrieben und war darob prompt ein Jahr in das Gefängnis gewandert, hatte danach nichtsdestoweniger im benachbarten preußischen Halle promoviert und es dort 1731 zur »ganz neuen außerordentlichen Profession der teutschen Beredsamkeit« gebracht. Kaum einer ist so um Ehre bemüht gewesen wie Philippi und kaum je einer eine so lächerliche und traurige Figur geworden wie er. Festansprachen auf diverse Landesherren hat er herausgegeben, eine Rede »Wider die verdamnte Muckerei« gehalten, eine »gründlich gefaßte Thüringische Historie« geschrieben, Cicero als »Windbeutel« angegriffen – angeblich im Gefolge seines Universitätskanzlers Ludewig –, in die Wolffstreitigkeiten hat er sich eingemischt mit einem »Mathematischen Versuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt«, und den Landesherren hat er in der von ihm edierten Moralischen Wochenschrift vorgerechnet, wie ein Heer von 50.000 Mann ohne Kosten aufzustellen sei. Seine Schriften, heißt es, waren »die Quellen seines Unglücks«. Doch auch linkisches Verhalten und übertriebenen Kleiderprunk hat man ihm nachgesagt. Er ist zunächst ein Opfer des Satirikers Liskow geworden, für den er als Musterbeispiel eines »elenden Skribenten« herhalten mußte; Opfer sodann von Friedrich Wilhelm, dem er im unrechten Augenblick devot'et ein Preisgedicht zu überreichen sucht und Prügel erntet – das Ende seiner Hallenser Karriere. Er geht an die junge Universität Göttingen. Nahezu Panik erzeugt er dort in deren Leitungsgremien. Die Un-Ehre Philipppis scheint die Reputation der neuen Institution zu bedrohen. Man packt ihn nachts in eine verdunkelte Kutsche und schleppt ihn außer Landes. Philippi gibt nicht auf. Als Kopierschreiber für Studenten schlägt er sich durch und als Prophet, der seine Weissagungen den Dresdner Honoratioren schriftlich ins Haus flattern läßt. Daneben hat er es mit pornogra-



Wissenschaft ist allein das Streben nach Wahrheit, hallt es von den Kathedern. Schon das ist Betrug.

phischen Schriften versucht. Philippi war chancenlos. Es ist nicht ganz klar, ob er im Zucht- und Irrenhaus oder der Gosse verendet ist.

Was zunächst auffällt hier, ist das Grobe des Spiels. Goldgräberstimmung herrscht in der Respublica literaria, und alles scheint möglich. Man ist Jurist, schreibt über Geschichte, wird Germanist, versucht sich als Prophet, gibt Zeitschriften heraus. Ist das ›Großmaul Philippi nicht zimperlich in seinen Tönen gewesen, so war es auch die Gegenseite nicht. Mit literarischer Aggression und physischer Gewalt werden Universität und Gelehrtenrepublik verteidigt. Auch wenn sich Obrigkeit und literarische Kritik schon als die beiden Zentralgewalten gerierten – der Instanzenweg war noch klein. Personen treten statt dessen auf: der Kritiker, der Landesherr, der elende Skribent. Die Dinge sind beisammen – Funktionen personalisiert und die verschiedenen Felder der Öffentlichkeit noch eine offene kohärente Bühne ›literarischer Markt‹, die der Protagonist kreuz und quer durchweilt vom ›human interest‹ bis hin zu Wolff. Der Komplex ›Wissen-Reputation-Sozialkontrolle‹ ist eine Einheit, die sich nur individualisiert denken läßt. Der Einzelne ist ihr Träger und Wissenschaft somit gleichgesetzt mit Handeln – dem Agieren auf dem gelehrten Markt. Entsprechend ist die Stellung der Ehre. Ehre steht nicht nur neben dem Wissen als Tauschmedium gelehrter Arbeit; sie ist nicht Mittel dezenter Strategien sozialer Kontrolle. Die Rollen von Zweck und Mittel sind anders verteilt. Statt die gelehrte Produktion nur zu begleiten, läuft die gelehrte Produktion auf sie hinaus.

Überspringen wir das Kamerale der deutschen Aufklärung und die Universität, geplant als Produzentin staatlich nützlicher Kenntnisse und von Beamten, und kommen wir zu Wilhelm von Humboldt. Man darf ihn und seine Mitstreiter nicht mißverstehen. Die Klage über die Gefahr staatlicher Vereinnahmung der Universität als Ausbildungs- statt Bildungsstätte kommt aus einer Position der Stärke, nicht der Schwäche. Man müsse sich nicht sorgen, so Schleiermacher, von jeher seien »die jungen Männer aus den Schulen der Weisen unmittelbar in die Säle der Gerichtshöfe und die Verwaltungskammern geströmt, um die Menschen beherrschen zu helfen«. Subjektive Bildung und objektive Wissenschaft gehören zusammen, das Entscheidende jedoch sei die Wissenschaft. Nicht der Lehrer diene dem Schüler, sondern beide der Wissenschaft. Die Wissenschaft bleibe freilich ein nie gelöstes Problem, ein beständiges Fortschreiten. Humboldts Argumentation ist ebenso genial wie zirkulär: Die Universität ist niemandem und nichts als der Wissenschaft, die die Universität repräsentiert, verpflichtet – also sich selbst. Im Inneren der

Wissenschaft freilich herrscht die Ordnung organisierter Hierarchie. Es geht in diesen Plänen um die Autonomie der Anstalt, nicht um die Unabhängigkeit derer, die sich in ihr bewegen. Nur in ihrer Mitte steht mit Einsamkeit und Freiheit der deutsche Ordinarius. Er ist nach Humboldts Konzept der Weise, um den sich die Studenten-Jüngerscharen, und aus seinem Kreise steigen die Hervorragendsten auf in den Olymp der Akademie. Mit Recht mag man die Apotheose des Lehrstuhls für eben solches Zeitdenken halten wie aufklärerische Vorstellungen von der Mohrenhaut, doch ebenso wie die Schläge ist die Macht der Ordinarien real. Sie sind es, auf die sich die gelehrte Ehre nun mehr und mehr fokussiert. Den Ruf zu Zeiten Philippis überdeckt die Berufung. Und an die Stelle der Externalität der Öffentlichkeit rückt die Internalität des Korps. An die Stelle der öffentlichen Paukenschläge von Ehrung und Mißachtung tritt das unaufhörliche Rauschen gegenseitiger Bewertungen in der gelehrten Korrespondenz. Die gelehrte Ehre, die gelehrte Hierarchie und mit ihr der gelehrte Betrieb regeln sich über die unablässig eifrigen, gegenseitigen Berichte jeweiligen Könnens, Strebens und Versagens, jeweiliger Fähigkeiten und Defizite. Mehr als durch wissenschaftliche Freiheit erhält gelehrtes Engagement sein Fundament im Ziel, Professor zu werden. Ehre geht nicht mehr auf im offenen Agieren des Einzelnen auf dem wissenschaftlichen Markt. Voll winkt sie nur den Berufenen. Ehre ist auf dem Weg, Karriere zu werden. Erfolgreich ist dies gewesen.

Die Humboldtsche Konzeption entsprach nicht nur dem Stand der Wissenschaft, sondern als organisiertes Heroentum auch der monarchischen Struktur der aufstrebenden Nation. Vollends zum Tragen ist dies im Kaiserreich gekommen. Wo wäre wissenschaftliche Freiheit penetranter beschworen worden als in den Gazetten dieser Zeit? Heute erscheint das Eintreten für universitäre Kooptationsrechte nicht nur aufgrund der offensichtlich gegebenen Reformbedürftigkeit wissenschaftlicher Institutionen reichlich übertrieben, war doch auf dem Gebiet der Ehre die Verstaatlichung lange schon vollzogen. Der ›Geheimrat‹ hatte sich vor den Professorentitel geschoben. Es ist die Gründerzeit der Großlabors und Forschungsinstitute und es sind Wissenschaftsmanager – Geheimrats-Experten, die am staatlichen Großbetrieb der Wissenschaft bauten. Man hat das nicht planlos, sondern auf dem Dienstweg betrieben: Eingabe an den Kurator, von dem ans Ministerium, von hier zu den Gutachtern, dann weiter an den Minister, von dem an die Kollegen der anderen Ressorts und von Fall zu Fall schließlich zum Kaiser. Aber der Dienstweg war nicht alles. Die Sachen wollten auf jeder Ebene besprochen sein.

Fachleute waren gefragt, Berufene – nun auch im Sinn der Fachgremien und Kommissionen –, und dafür war zusammen mit Amt und Kompetenz der staatliche Grad von Ehre von nicht unerheblichem Gewicht. Der Geheimrattitel war Bestandteil eines differenzierten Gefüges staatlicher Ehrnormierung geworden. Eine Rangleiter der Orden und ›Charakterisierungen‹ – wie man die Titel nannte – gliederte die Eliten und umfaßte die Offiziantenschaft in all ihrer Breite von der Hebammen-Medaille bis hin zum Orden Pour le mérite und von den Geheim- und Commerzien- bis hin zu den Medizinalräten. Die Verwaltungsanweisungen, wer wie wann welche Ehre zu erhalten hatte, waren im Kaiserreich umfangreich. Wovon Meier 150 Jahre zuvor geträumt hatte, hatte der Staat erreicht: Ehre ließ sich quantifizieren gemäß administrativem System. Jede Provinz und jede Institution hatte ihr Kontingent, und die Direktoren und Abteilungsleiter sollten die benennen, die an der Reihe waren und Ehrung verdienten. Ehre hatte eine Laufbahn erhalten.

Literarischer Markt, Campus und darüber die Nation: so, nach dem historischen Institutionalisierungsverlauf geschachtelt, konstituierte sich das Feld gelehrter Ehre. Und nur, wo sich die damit behauptete Identität von Kultur, Nation und Wissenschaft zu demonstrativ nach außen wandte, artikulierte sich verschämt Protest. Wie gegen die Nennung der Ehrentitel des Mitarbeitergremiums im Kopf der *Internationalen Wochenschrift*, die Preußens Kultusministerium ins Leben gerufen hatte. Man möge die Geheimräte doch streichen, hieß es von seiten der beteiligten Professoren. Die Geheimräte blieben.

Redlich und mit aller Kraft nach wissenschaftlichem Fortschritt zu streben war dem deutschen Gelehrten Selbstverständlichkeit. Zu fürchten habe man nur, von den Franzosen, Engländern und vor allem Amerikanern überflügelt zu werden. So glaubte man. Als dann Krieg war, haben über neunzig der leitenden deutschen Wissenschaftler den Aufruf »An die Kulturwelt!« unterschrieben:

»Es ist nicht wahr, daß der Kampf gegen unseren sogenannten Militarismus kein Kampf gegen unsere Kultur ist, wie unsere Feinde heuchlerisch vorgeben. Ohne den deutschen Militarismus wäre die deutsche Kultur längst vom Erdboden getilgt. Zu ihrem Schutze ist er aus ihr hervorgegangen in einem Lande, das jahrhundertlang von Raubzügen heimgesucht wurde wie kein zweites. Deutsches Heer und deutsches Volk sind eins. (...) Glaubt uns! Glaubt, daß wir diesen Kampf zu Ende kämpfen werden als ein Kulturvolk, dem das Vermächtnis eines Goethe, eines Beethoven, eines Kant ebenso heilig ist wie sein Herd und seine Scholle. Dafür stehen wir Euch ein mit unserem Namen und mit unserer Ehre!«

So gut und verheerend organisiert ist deutsche Wissenschaftsehre gewesen. Die Wissenschaftswelt war brükiert,

fühlte sich betrogen – auf den Aufruf ›An die Kulturwelt!‹ wurde immer und immer wieder verwiesen. Nach 1918 hat man Deutschland dann für einige Jahre aus den internationalen Wissenschaftsverbänden ausgeschlossen. Ich breche ab, erspare mir einen Blick auf die nationalsozialistische Herrschaft, übergehe die Adenauerzeit und 1968. Und die heutige Misere – wenn sie denn eine ist – ist den meisten Lesern aus eigener Erfahrung bekannt. Es ist evident, daß die Rückkehr zu einer Wissenschaft, die als soziale Perspektive wenig mehr kennt als Professorenstellen bei gleichzeitiger Verknappung von Zeit und Geld, neben Leistung aus Konkurrenz auch ungenügendes Arbeiten evoziert. Mit geregelter Zucht wird sich wohl wenig gegen Karrierenot ausrichten lassen.

Ehre ist historisch. Sie ist, was man aus ihr macht. Sie läßt sich definieren, neu mit Inhalt füllen. »Wir müssen erreichen, daß junge Wissenschaftler früher als bisher unabhängig werden«, hat Detlev Ganten, Direktor eines der vom Krebsforschungsskandal betroffenen Institute, die Schlußforderung aus der Affäre gezogen. Wird er mehr damit ernten als ein zustimmendes, jedoch verlegenes Grinsen? Professionalisierung statt Professoralisierung und weniger Reputationsgerangel, dafür mehr Ruhe, weniger Wissenschaftspathos, dafür einen ganz normalen Job, der den Leuten den Platz läßt, der nötig ist, um kreativ zu sein. Verb und Subjekt setze sich hier jeder selber ein. Es wäre gut, ein Zuviel an wissenschaftlicher Ehre durch ein Mehr an Arbeitsfreude für jeden einzelnen in der Wissenschaft zu ersetzen. Als denn: Es sei uns eine Ehre, Kreativität zu etwas Normalem zu machen.

Literatur:

- Clark, William: On the Ironic Specimen of the Doctor of Philosophy, in: *Science in Context* 5,1 (1992)
- Daston, Lorraine: The Ideal and the Reality of the Republic of Letters in the Enlightenment, in: *Science in Context* 4 (1991)
- Fabricius, Johann Andreas: *Abriss einer allgemeinen Historie der Gelehrsamkeit*, Leipzig 1752
- Ganten, Detlev (Interview) »Schwarze Schafe dürfen nicht alle Wissenschaftler in Mißkredit bringen«, in: *Berliner Morgenpost*, 28. 8. 1997
- Gierl, Martin: *Pietismus und Aufklärung. Theologische Polemik und die Kommunikationsreform der Wissenschaft am Ende des 17. Jahrhunderts*, Göttingen 1997
- Humboldt, Wilhelm v.: *Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin [1810]* (Humboldt Werke, Akademieausgabe X), Berlin 1903
- Kant, Immanuel: *Physische Geographie* (Kants Werke, Akademieausgabe IX), Berlin 1923, S. 312, 313, 315, 317
- Meier, Georg Friedrich: *Gedanken von der Ehre*, Halle 1746
- Plinius Secundus d. Ä.: *Naturlehre*, Buch 28, Darmstadt 1972
- Schleiermacher, Friedrich: *Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn*, Berlin 1808
- Thomasius, Jakob: *De Plagio Literario*, 2. Aufl. Schwabach 1692



Gotthard Strohmaier

Versuchungen der Alten

Aus alchemistischen und medizinischen Dossiers

Die ältere Wissenschaftsgeschichte hat die schätzenswerte Eigenschaft, daß in ihr manche Phänomene, die heute zu schaffen machen, unverstellter und manchmal auch auf amüsantere Weise zutage treten und leichter zu untersuchen sind, trotz der oft lückenhaften Quellenlage oder der noch nicht abgeschlossenen Edition der vorhandenen Texte. Daß der Arzt dem Patienten immer Mut machen soll, auch wenn er sich selbst über den Ausgang der Krankheit nicht so ganz sicher ist, war eine Regel, die sich schon in der klassischen Antike durchzusetzen begann. Jedenfalls rügt Galen von Pergamon (129–210 n. Chr.) einen Kollegen, der auf die Klage eines Patienten, es gehe mit ihm zu Ende, mit einem klassischen Homerzitat antwortete: »Auch Patroklos mußte sterben, und war mehr wert als du.« (Ilias XXI,107) Der aufmunternden psychologischen Einwirkung stand in der Antike wie in allen vormodernen Gesellschaften allerdings der Umstand entgegen, daß der Heilkundige, durch keinen Titel und keine staatliche Approbation ausgewiesen, immer erst um seine gesellschaftliche Anerkennung ringen mußte. Eine zutreffende Diagnose, ob sie nun positiv oder negativ ausfiel, stärkte das Ansehen des Arztes bei den Laien. Das schuf wiederum ein Vertrauensverhältnis zu den Patienten, das für die weitere Behandlung wichtig war. Es erhöhte den Placeboeffekt der verschriebenen Medikamente und beförderte die Einhaltung der gegebenen Diätregeln, die in der Regel auch nach modernen Maßstäben vernünftig waren.

Im alten Rom war unter dem Einfluß der sogenannten pneumatischen Ärzteschule die Meinung verbreitet, daß man aus dem gefühlten Puls der Arterien, in denen der Lebensgeist des Pneumas rumort, alles über den Zustand des Körpers herauslesen könne. Galen, der dieser Schule nicht angehörte, hat den kleinen Kunstgriff nicht verschmäht, daß er sich durch andere Beobachtungen im Krankenzimmer kundig

machte, ehe er aus dem Puls den Fortgang einer fiebrigen Erkrankung vorhersagte. Diese Reklame war in den Kreisen der römischen Oberschicht, in denen sich der griechische Arzt bewegte, unbedingt nötig. In anderen Fällen wiederum stand die Pulsdiagnostik durchaus auf sicherem Boden. Galen fand bei einer vornehmen Römerin die Ursache von Abmagerung und Schlaflosigkeit heraus, indem er, während er ihr Handgelenk faßte, von einer eingeweihten Person scheinbar beiläufig Namen von Tänzern des Theaters erwähnen ließ. Ähnliche Geschichten wurden von mehreren berühmten Ärzten der Antike und des islamischen Mittelalters erzählt, hier ist sie glaubwürdig, weil von einem Happy-End und einer Heilung der unglücklichen Verliebtheit keine Rede ist.

Unter dem einfachen Volk und in der Anonymität des Marktplatzes trieben Scharlatane ihr Wesen, die nicht helfen, sondern nur Geld einnehmen wollten. Galen traf hier einmal einen, der an die verbreitete Vorstellung vom Zahnwurm anknüpfend, den aufgerissenen Mund eines Patienten ausräucherte. Dieser mußte vor dem beißenden Qualm die Augen schließen, was dem Betrüger Gelegenheit gab, kleine Würmer hineinzubringen, die er dann vor der gaffenden Menge herausholte. Galen konnte es erreichen, daß die Staatsgewalt einschritt.

Eine anderes Vorurteil, dem sich der Arzt zu fügen versucht war, betraf die Uroskopie, die Diagnose aus dem Urin, der ja in manchen Fällen tatsächlich krankhafte Veränderungen im Körper anzeigt. Die Extrapolation auf andere und möglichst alle Krankheiten war zunächst ein legitimes Programm ärztlicher Bemühung. Sie spielte eine besondere Rolle in der arabischen Medizin des Mittelalters, in der sich die griechische auf eine sehr direkte Weise fortsetzte. Hier hören wir von Ärzten, die alles aus dem Uringlas herauslesen konnten, weil im Wartezimmer, wo sich die Patienten ihre Leiden erzählten, Leute

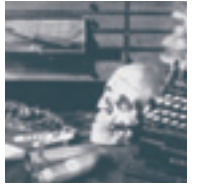
ihres Vertrauens saßen, die ihnen vor der Behandlung die nötigen Informationen zukommen ließen. Man mußte dabei vor niederträchtigen Zeitgenossen auf der Hut sein, die den Doktor mit gefärbtem Wasser oder Tierurin auf die Probe stellen wollten. Nicht umsonst verkündete Yuhanna ibn Masawaih, ein syrischer Leibarzt der Kalifen im neunten Jahrhundert, in einem seiner »Medizinischen Aphorismen«, daß man den Uringläsern mißtrauen und sich nicht scheuen sollte, den Kranken selbst nach seinen Beschwerden zu fragen.

Von dem großen Arzt Avicenna (gest. 1037) wird folgende Geschichte erzählt, die trotz ihres anekdotenhaften Charakters die psychotherapeutische Weisheit vermittelt, daß es unter Umständen geraten ist, zum Schein auf Wahnvorstellungen einzugehen. Am Hof des Emirs von Isfahan litt ein Angehöriger des Adels an der fixen Idee, eine Kuh zu sein, die geschlachtet werden müsse. Zur Behandlung erschien der Meister mit einem großen Messer, der Patient mußte und ließ sich ohne Widerstand fesseln. Dann aber erklärte Avicenna, daß die Kuh noch zu mager sei und erst gemästet werden müsse. Man löste die Fesseln, und dem offenbar depressiven Schizophrenen wurden leckere Speisen vorgesetzt, die er mit Eifer verschlang. Die verbesserte körperliche Verfassung wirkte sich auf seinen Gemütszustand aus, und in einem Monat soll er wieder gesund gewesen sein.

Aber der Arzt selbst konnte nicht nur mit gefärbtem Wasser und Tierurin getäuscht werden, sondern, was schlimmer war, auch durch eine schwindelhafte Literatur, die sich mit den Namen berühmter Autoritäten schmückte, während der Verfasser im Dunkel der Anonymität blieb. In den Zeiten der handschriftlichen Verbreitung prüfte kein Verleger die Manuskripte, und es gab in der Antike wie im islamischen und im europäischen Mittelalter ein akademisches Proletariat, das sich mit Abschreiben ernährte. Die Versuchung war groß, durch die Produktion von bibliophilen Raritäten das knappe Einkommen aufzubessern. Einen durchschlagenden Erfolg erzielte die Hippokrates zugeschriebene sogenannte »Todesprognostik«, auch »Elfenbeinkapsel« genannt, sogar noch eine niederdeutsche Übersetzung läßt sich nachweisen. Der Ursprung liegt wahrscheinlich im spätantiken Alexandrien, dem Sitz einer berühmten Philosophie- und Medizinschule. Die kleine Schrift besteht aus fünfundzwanzig Regeln, die in der Form den

echten hippokratischen »Aphorismen« nachempfunden sind und höchst unwahrscheinliche Kombinationen von Symptomen vorführen. So heißt es z. B.: »Wenn bei einem an Durchfall Leidenden hinter dem linken Ohr eine schwarze Pustel nach Art einer Wicke erscheint und er heftigen Durst verspürt, stirbt er am 21. Tag.« Der Urheber des makabren Unfugs konnte sicher sein, daß dies nie an der klinischen Realität zu überprüfen war. Trotzdem hat sie Avicenna ernst genommen und in einem Lehrgedicht bearbeitet. Typisch für diese Art von Literatur war eine vorausgeschickte Fundlegende, mit der begründet wurde, warum die angeblich so alte Schrift nicht schon längst im Umlauf war. Im geschilderten Fall lautete sie so, daß sie Hippokrates in einer elfenbeinernen Kapsel mit ins Grab nahm, aber der »Kaiser«, wer auch immer das war, ließ es öffnen und befahl die Veröffentlichung. In unseren Tagen ist einmal eine angesehene Zeitschrift auf gefälschte Hitlertagebücher hereingefallen, auch hier fehlte nicht die notwendige Fundlegende mit einem am Ende des Krieges über dem Erzgebirge abgestürzten Flugzeug.

Es hat keinen Zweck, wie es in der heutigen Forschung noch oft geschieht, in dieser Literatur nach einer anderen Tendenz zu suchen als der, nicht entlarvt zu werden, ging es doch, wie heute in der Kunstfälschung, um den schlichten Gelderwerb. Jedoch ist sie bedeutsam, wenn sie erfolgreich rezipiert worden war und damit etwas über die Erwartungshaltung der Leserschaft aussagt. Waren die Fälschungen zu dreist und zu ungeschickt gemacht, waren die Chancen des Überlebens geringer. Bei dem arabischen Geographen Yaqut (gest. 1229), der von Haus aus ein freigelassener griechischer Sklave war, findet sich ein Zitat aus einem »Buch des Reichthums«, angeblich von Hippokrates stammend, wo der Arzt erzählt, wie er mit Salz die verderblichen Dünste eines Meerungeheuers bekämpfte, dessen Kadaver die Wolken aufs Land geworfen hatten. Die Schrift muß verdientermaßen bald wieder untergegangen sein, denn es scheint sonst keine weiteren Zeugnisse zu geben. Sie war, wie der Titel andeutet, wahrscheinlich alchemistischen Inhalts. In der Alchemie war das Unwesen der Pseudepigraphie am meisten verbreitet. Jedoch lebte in ihr ein höchst moderner faustischer Drang, nicht nur zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält, sondern sie auch zu verändern. Die Argumente, die seiner-





zeit gegen die Alchemie vorgebracht wurden, waren typisch scholastischer Natur. So heißt es bei Avicenna, daß die Werke Gottes, die er mit Hilfe der Natur vollbringt, wie z. B. die Entstehung der Metalle im Schoß der Berge, vom Menschen nicht auf künstlichem Wege nachgeahmt werden können, oder daß die Metalle verschiedenen Arten angehören und man sie darum ebensowenig ineinander umwandeln kann wie einen Hund in ein Pferd.

Es gab aber auch ethische Bedenken. Avicenna philosophischer Vorgänger al-Farabi (gest. 950) dachte an den Schaden, welcher der Wirtschaft eines Volkes erwächst, wenn jeder in seiner Küche das edle Metall nach Belieben herstellen kann. Nicht umsonst war im öffentlichen Bewußtsein sowohl im Islam wie in der Christenheit die Alchemie mit der Falschmünzerei auf eine Stufe gestellt. Darum hätten sich nach al-Farabis Meinung die alten Weisen, die das Geheimnis kannten, nur in unklaren Andeutungen ausgedrückt, und dies war in der Tat eine Eigenschaft der meist pseudonymen alchemistischen Literatur.

Dennoch siegte bei den Adepten immer wieder der Forscherdrang oder die Gier, das Machbare auch zu machen. Die Gesellschaft quittierte es mit Verachtung und erzählte grauenvolle Geschichten wie die, daß die Alchemisten sogar menschliche Augen und Gallenblasen in ihre Mixturen hineinrührten. Belegbar ist jedenfalls die Skrupellosigkeit der literarischen Fälscher, die ihre Elaborate berühmten griechischen und islamischen Autoritäten zuschrieben. In einem Falle wenigstens ist um das Jahr 900 in Bagdad der Name eines sonst unbekanntes Mannes denunziert worden, der auf diese Weise von den Adepten viel Geld einnahm. In dunkler Rätselrede, vagen Andeutungen und mit einer verwirrenden Fülle von Decknamen wird in dieser Literatur die Machbarkeit der Wundersubstanz des Elixiers behauptet, von der durch bloßes Aufstreuen einer geringen Menge ein unedles Metall in Gold oder Silber verwandelt werden könne. Das griechische Wort »xerion« bezeichnete ursprünglich nur ein beliebiges trockenes Pulver, mit dem davorgesetzten arabischen Artikel wurde es zu einem Schlüsselbegriff der Alchemisten. Auch die Fundlegenden fehlen in dieser Literatur nicht, bezeichnend für die Raffinesse der Verfasser ist auch die oft wiederholte Mahnung, das große Geheimnis nicht an Unwürdige zu verraten. In der Praxis gab es

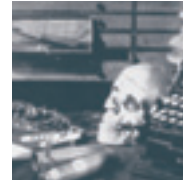
neben den ernsthaft forschenden Adepten, für die diese Schriften bestimmt waren, auch die gewöhnlichen Betrüger, vor denen bei arabischen Autoren gewarnt wird. Manche produzierten eine kleine Menge echtes Gold, das sie zuvor in den Kohlen ihres Ofens versteckt hatten. Um aber mehr vom Elixier herstellen zu können, dessen Rezeptur sie angeblich kannten, brauchten sie einen Vorschuß, mit dem sie auf Nimmerwiedersehen verschwanden.

Bei allem gesunden Mißtrauen konnten die Herrscher dem Treiben der Alchemisten nicht gleichgültig gegenüberstehen. Denn wenn das große Werk wirklich gelingen sollte, mußte es möglichst staatliches Monopol bleiben und durfte nicht feindlichen Mächten zugänglich werden. Das Auftreten des Don Domenico Gaetano Conte di Ruggiero am preußischen Königshof unter Friedrich I., von Jochen Klepper in seinem Roman »Der Vater« anschaulich beschrieben, ist dafür nur ein europäisches Beispiel. Auch der Abbasidenkalif al-Mansur, der von 754 bis 775 regierte, ließ alchemistische Versuche anstellen. Angeregt wurde er dazu durch einen Vorfall auf höchster diplomatischer Ebene.

Der Bericht ist insofern ganz glaubwürdig, als das ahnungslose Opfer des alchemistischen Betrugers selbst berichtet. Von al-Mansur wurde der Gesandte Umara ibn Hamza nach Konstantinopel zum byzantinischen Kaiser geschickt. Aus chronologischen Gründen muß es Konstantin V., genannt Kopronymos (»der Scheißbeamte«) gewesen sein, der in der byzantinischen Geschichte einen üblen Ruf hat, weil er die heiligen Ikonen zerstören und ihre Anbeter verfolgen ließ. Aber er war in dem ständigen Grenzkrieg in Kleinasien immer wieder siegreich, und so gab es Anlaß zu Verhandlungen, z. B. über den Austausch von Gefangenen. Der Empfang war ähnlich pompös und ehrfurchtgebietend wie ihn zweihundert Jahre später der fränkische Gesandte Liutprand von Cremona beschrieben hat. In einer Halle, die Umara riesengroß vorkam, wurde er durch die mechanischen Spielwerke tanzender Schwerter und brüllender Löwen eingeschüchtert, und plötzlich hüllten ihn nacheinander eine grüne und eine rote Wolke ein. Als sich der Qualm verzogen hatte und er bis zu dem Kaiser vorgedrungen war, konnte er das Schreiben des Kalifen überreichen. Auf die Antwort mußte er längere Zeit warten, er wurde standesgemäß untergebracht und an der kaiserlichen Tafel bewirtet; Umara berichtet sogar etwas von den launigen

Gesprächen, die dabei geführt wurden. Es entwickelte sich ein geradezu freundschaftliches Verhältnis. Eines Tages lud ihn Konstantin ein, die Magazine zu besichtigen. In einem der Räume waren Säcke bis an die Decke gestapelt, und Umara wurde aufgefordert, auf irgendeinen zu zeigen, was er auch tat. Der Sack wurde hervorgezogen, und von dem Inhalt, einem weißen Pulver, eine kleine Menge entnommen. In einem anderen Raum wiederholte sich der Vorgang, und die Probe bestand hier in einem roten Pulver. Dann ging man in ein Laboratorium. Erst wurden Bleistücke in einen tragbaren Ofen getan, wie ihn die Alchemisten zu verwenden pflegten, dann wurde ein wenig von dem weißen Pulver auf die Schmelze gestreut. Heraus kam schließlich echtes Silber. Dasselbe wiederholte man mit Kupferstücken, die mit dem roten Pulver behandelt wurden. Das Ergebnis war in den Worten Umaras »rotes Gold«. Die Farbe rührte wahrscheinlich von der Kupferhaut her, mit der die echten Goldstücke überzogen waren. Der Kaiser knüpfte an die Vorführung die Bemerkung, das seien nun seine Ressourcen, um Männer und Pferde beschaffen zu können. Zu Hause angekommen, berichtete Umara dem Kalifen mit allen Einzelheiten, und al-Mansur zog die Konsequenzen und verschwendete seine Mittel für eine sinnlose Nachrüstung.

Literatur:
Galen: On Prognosis. Edition, Translation and Commentary by Vivian Nutton, Berlin 1979 (Corpus Medicorum Graecorum V 8,1)
Ilberg, Johannes: Aus Galens Praxis, Ein Kulturbild aus der römischen Kaiserzeit, in: H. Flashar (Hrsg.), Antike Medizin, (Wege der Forschung 221), Darmstadt 1971, S. 361–416
Strohmaier, Gotthard: Von Demokrit bis Dante, Die Bewahrung antiken Erbes in der arabischen Kultur, (Olms Studien 43), Hildesheim 1996
Strohmaier, Gotthard: Avicenna, in: Reihe »Denker«, hrsg. v. O. Höffe, München 1999



Kurt-R. Biermann
Ingo Schwarz

Gefälschter Humboldt

In der Beilage zum Börsenblatt für den deutschen Buchhandel Aus dem Antiquariat Nr. 1/1998 findet sich ein Artikel von Eberhard Köstler, betitelt »Der Autographenhandel aus heutiger Sicht«, dessen abschließender Teil mit »Ein Wort über Fälschungen« überschrieben ist. Hier wird untersucht, ob und in welcher Weise die Feststellungen auf Autographen Alexander von Humboldts zutreffen.

Köstler bezieht sich im wesentlichen auf den Artikel »Caveat emptor« in dem vom Marktführer des deutschen Autographenhandels Günther Mecklenburg (†) verfaßten Werk »Vom Autographensammeln«. Er schließt sich der These an, daß »Fälschungen, besonders solche in betrügerischer Absicht, bei Autographen bei weitem nicht so häufig (sind), wie gemeinhin angenommen wird«.

Diese Lehrmeinung wird durch die Ergebnisse der Humboldt-Forschung bestätigt.

Zwischen 1950 und 1985 wurden auf dem Handschriftenmarkt rund 1100 Humboldtautographen versteigert. Das heißt, daß ein beträchtliches Angebot vorhanden war, welches zu Zeiten voller Kassen infolge zunehmenden Übergangs von Handschriften aus privatem in öffentlichen Besitz zwar zu tendenziellem Angebotsschwund geführt, aber Autographen Humboldts keineswegs etwa zu Seltenheiten gemacht hat, also keinen Anreiz zu zeitaufwendigen, große Kenntnisse erfordernden und doch nur relativ bescheidenen Gewinn versprechenden Fälschungen ausgeübt hat. Autographen Alexander von Humboldts erzielten und erzielen keine Spitzenpreise. Nur sechsendreißig der im Zeitraum 1950–1985 zur Auktion gekommenen Humboldtbriefe erreichten Schätzpreise über 1000 DM pro Stück. Daß Humboldtautographen wohlfeil sind, zeigen auch die folgenden Zahlen: Den höchsten Einzelpreis der im angegebenen Zeitraum zur Versteigerung gelangten handschriftlichen Humboldtiana erbrachte 1979 ein an Heinrich Heine gerichteter zweiseitiger Brief vom 1. Februar 1846 mit 17.000 DM. Dem stehen Auktionsergebnisse gegenüber wie 1961 zwei

Briefe von Johann Sebastian Bach mit 61.500 DM, 1972 das Gedicht »Archipelagus« von Hölderlin mit 200.000 DM, 1977 ein Manuskript von Karl Marx mit 50.000 DM, 1978 ein Lutherbrief mit 110.000 DM. Im Durchschnitt erzielten Humboldtbriefe 235 DM pro Stück bzw. 136 DM pro Seite. Trotz eines allgemeinen Preisanstiegs in den letzten Jahren sind viele Briefe aus Humboldts Feder auch heute noch für 500 bis 1000 DM zu haben.

Infolge des preisdrückenden Attributs der »Häufigkeit« und des damit verbundenen Fehlens eines Stimulus zur Fälschung sind Humboldt-fälsficate äußerst selten. Einige Beispiele seien hier referiert.

1960 erschien in Moskau im Verlag der sowjetischen Akademie der Wissenschaften eine in deren Institut für Geschichte der Naturwissenschaft und Technik von V. A. Esakov verfaßte Broschüre in einer Auflage von 2000 Exemplaren, betitelt »Aleksandr Gumbol'dt v Rossii« (Alexander von Humboldt in Rußland). Als Frontispiz diente eine photographische Reproduktion der 1823 von Christian Daniel Rauch geschaffenen Humboldtbüste, und zwar in der Wiederholung von 1850, noch ohne Beseitigung der im Zweiten Weltkrieg erlittenen Beschädigung. Unterhalb der Büste fand eine scheinbar faksimilierte Unterschrift Platz. Dies »Autogramm« weist zwei gravierende Fehler auf: statt richtig Alexander ist zu lesen »Aleksander«. Der im kyrillischen Alphabet nicht vorkommende Buchstabe »x« ist in Anlehnung an die russische Schreibweise durch »ks« wiedergegeben, die Humboldt nie benutzt hat. Ferner wird »Hunboldt« geschrieben. Die Abweichung von



Humboldts Usus wird von jedem Humboldt-sammler oder gar -forscher natürlich sogleich bemerkt, dennoch handelt es sich zumindest um eine Verfälschung, auch wenn sie nur auf das Unvermögen eines Graphikers zurückzuführen ist.

Mit einer Verfälschung ganz anderer Art haben wir es im folgenden Fall zu tun:

Im Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften befindet sich das Faksimile eines Briefes von Alexander von Humboldt an Ernst Ferdinand August vom 19. September 1854. Ein Vergleich mit der in der Bibliotheka Jagielloška in Kraków aufbewahrten Handschrift zeigte nun, daß die Berliner Ausfertigung insofern eine Fälschung ist, als in ihr ein Passus fehlt, ohne daß die Auslassung kenntlich gemacht worden wäre. Der fehlende Text lautet:

»Der Lauf der Welt ist so, daß Begebenheiten wieder hervorgerufen werden, die gemächlich Sie und mich so nahe, so ernst berührt haben. Der unnatürliche Zustand von Frankreich wo Despotismus und rohe Gewalt Heil bringen sollen, wird den *Schwerpunkt* der Interessen von Osten nach Westen verlegen.«

Der Hersteller des Faksimiles hat also die Kritik Humboldts an der Diktatur Napoleons III. unterdrückt. Um den Grund eines solchen Verfahrens kennenzulernen, muß man fragen, wer ein Interesse an der Verbreitung eines falsifizierten Faksimiles gehabt haben kann.

Der Druck sollte für eine von August erfundene Sonnenkompaßuhr (Skiostat) werben. Für diesen Zweck paßten Humboldts kritische Äußerungen über die Beseitigung der Demokratie in Frankreich nicht, und sie hätten seinen dortigen Freunden, soweit sie Opponenten Napoleons III. waren, schaden können. Ja, wir können im Weglassen jener Passage ein Indiz dafür erblicken, daß die Benutzung des Briefes im Dienste der Werbung für Augusts Erfindung nicht ohne Humboldts Wissen erfolgt ist. Ob das Faksimile durch August selbst oder durch den Hersteller des Gerätes verbreitet wurde, müssen wir dahingestellt sein lassen. Ernst Ferdinand August, Pädagoge, Physiker und Mathematiker, langjähriger Direktor des Cöllnischen Realgymnasiums in Berlin, gehörte zu den Opfern der Niederschlagung der Märzrevolution von 1848. Weil aus dem Haus, in dem sich seine Wohnung befand, angeblich auf die Soldaten geschossen worden war, wurde er schwer mißhandelt, sein Neffe sogar kurzerhand fusiliert. Es ist durchaus

möglich, daß diese Geschehnisse eine Rolle bei der Entscheidung gespielt haben, den Brief nur gekürzt zu verbreiten. Auf jeden Fall läßt die mangelnde Qualität der Faksimilierung den Kenner der Humboldtschen Handschrift stutzen – diese Nachahmung des markanten Duktus gehört nicht zu den Meisterleistungen der Vortäuschung von Eigenhändigkeit. Eine betrügerische Absicht braucht nicht unterstellt zu werden; wahrscheinlich vertraute man darauf, daß niemand die Kürzung bemerken würde.

Eine solche Art des Umgangs mit Humboldt-autographen ist allerdings kein Einzelfall. Im Besitz des Deutschen Literaturarchivs in Marbach am Neckar befindet sich das Faksimile eines Briefes an den nordamerikanischen Maler George Catlin, datiert Potsdam, 8. September 1855, dessen Vorlage in einer Catlin-Biographie vollständig veröffentlicht wurde. Der Marbacher Druck ist wiederum stark gekürzt, und der Versuch, Humboldts markantes Schriftbild zu imitieren, ist nur mäßig geglückt. Kopiert wurde der Teil des Briefes, in dem sich Humboldt lobend über Zusendungen von Catlin äußerte und ein Treffen für den nächsten Tag vorschlug. Fachliche Erörterungen über alte indianische Kunstwerke wurden in der Kopie weggelassen. Weshalb dies geschah, kann nur geraten werden. Da politische Gründe ausscheiden, könnte es schlicht Sparsamkeit gewesen sein, durch die aus einem zweiseitigen Brief eine Notiz wurde, die auf einem kleinen Blatt Platz fand. Für eine solche Erklärung spricht auch die Qualität des Faksimiles.

Übrigens besitzt die Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin-Preußischer Kulturbesitz den Faksimiledruck eines weiteren Humboldtbriefes an denselben Empfänger, der äußerlich große Ähnlichkeiten mit dem Marbacher Exemplar aufweist. Hier geht es um eine Audienz bei König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen für den Künstler. Über die Vollständigkeit dieser Kopie ist auf Grund bisher fehlenden Vergleichsmaterials keine Aussage möglich.

Die faksimilierten Briefe an Catlin dienten zweifelsohne ebenfalls Reklamezwecken. Der Maler reiste durch Amerika und Europa, um seine Bilder bekannt zu machen und vor allem zu verkaufen. Seine persönliche Bekanntschaft mit dem berühmten Naturforscher Humboldt sowie die Tatsache, daß sich der preußische König für seine Kunst interessierte, waren jedenfalls geeignet, potentielle Käufer zu beeindrucken und den Ruhm des Künstlers zu mehren.



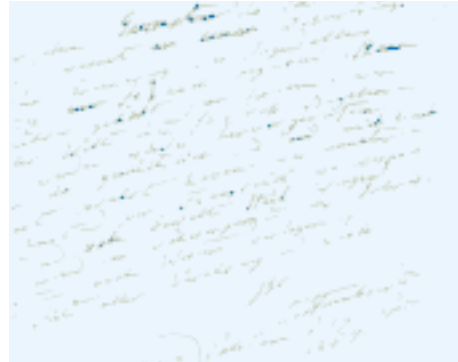
Während die vorstehend behandelten Fälschungen oder Verfälschungen ihrem Umfang und ihrer Wirkung nach eher harmloser Natur waren, gehört ein nun zu schildernder Betrug zu den ebenso bösartigen wie gefährlichen Fälschungen: Der Menschenfreund Alexander von Humboldt wird als Menschenhasser dargestellt, der für seine differenzierte Betrachtung der Geschichte und Lebensweise der amerikanischen Ureinwohner bekannte Forschungsreisende wird als Verächter der Indios vorgeführt, Humboldts Zukunftsglaube in Pessimismus verkehrt. Angeblich sollte er geäußert haben, daß Heiraten eine Sünde, Kinderzeugen ein Verbrechen sei (...) Es wimmelt geradezu von Unwahrheiten unterschiedlichster Art. Wir müssen uns mit diesem Machwerk etwas eingehender befassen.

Je älter Humboldt wurde, desto mehr stieg sein Weltruhm, vor allem durch die 1849 in dritter, erweiterter Auflage erschienenen »Ansichten der Natur« und die populäre physische Weltbeschreibung »Kosmos«. Schon zu seinen Lebzeiten wurden die »Ansichten« in vier, der Bestseller »Kosmos« in zehn Sprachen übersetzt. So ist es verständlich, daß Penny-a-liner-Skribenten publizierte Humboldtbriefe sammelten, um sie nach dem absehbaren Ableben des im neunten Jahrzehnt stehenden Naturforschers für eine Kompilation zu benutzen und das bei Humboldts Tod zu erwartende neu angefachte Interesse des Lesepublikums an Informationen über sein Leben und Werk zu befriedigen, sowie selbst rasches Geld zu verdienen. Typisches Beispiel für eine geglückte Spekulation dieser Art war »Das Humboldt-Buch« (1859) des unter dem Pseudonym W. F. A. Zimmermann publizierenden W. F. Vollmer.

Einen zusätzlichen Impuls erhielt das Interesse an Humboldt kurz nach seinem Tode durch die ungeschminkten Urteile über Zeitgenossen, die durch seinen 1860 erschienenen Briefwechsel mit Karl August Varnhagen von Ense sowie durch dessen Tagebücher ans Licht kamen. Die Wirkung dieser Veröffentlichungen sind durchaus mit dem Wirbel vergleichbar, den sensationelle Enthüllungen auch heute erzeugen können.

Bald fanden sich anonyme Trittbrettfahrer, die mit dem werbewirksamen Titel »Memoiren Alexander von Humboldt's« (1861) auf den Zug der Humboldt-Konjunktur aufsprangen. Mehr als ein Jahrhundert galten die »Memoiren« als Buch mit irreführendem Titel, dessen Zuverlässigkeit

echt



man wohl gelegentlich bezweifelte, aus dem jedoch auch seriöse Autoren bedenkenlos zitierten. Der Nachweis, daß es sich um eine klare Fälschung handelt, wurde erst im Jahre 1971 erbracht. Die Analyse der »Memoiren«, 1995 durch den kommentierten Abdruck eines frei erfundenen Briefes von Humboldt an Carl Friedrich Gauß ergänzt, brachte ans Tageslicht, daß die Verfasser – man kann annehmen, daß es mehrere waren – Briefe nicht nur frei erfanden, sondern auch jede Menge Phantastereien mit echten Zitaten, faustdicke Lügen mit Auszügen aus echten Briefen vermengten. So ist das Machwerk eine Mischung von Dichtung und Wahrheit, die dem gutgläubigen Leser auf 1180 Seiten Authentizität vorspiegelt. Obwohl versucht wurde, durch irreführende und unvollständige Quellenangaben Spuren zu verwischen, ist eine kritische Nachprüfung durchaus möglich, wie folgendes Beispiel lehrt.

Bei der Wiedergabe von Teilen des Briefes an Alexander von Rennenkampff vom 7. Januar 1812, in welchem Humboldt über seine geplante Asienreise sprach, wird gesagt, Rennenkampff sei später »Oberkammerherr in Oedenburg« geworden. Richtig müßte es natürlich Oldenburg heißen. Der gleiche Fehler findet sich in dem erwähnten »Humboldt-Buch« von Zimmermann.

Wenn es sich denn also bei den »Memoiren« nicht um Lebenserinnerungen Humboldts, sondern um ein kaum entwirrbares Knäuel von ausgedachten Behauptungen, erfundenen Briefen und Teilen echter Dokumente handelt, so könnte man eigentlich die Akten darüber schließen und es mit der Charakterisierung als Plagiat und Fälschung bewenden lassen.

Dem steht jedoch ein inhaltlich wie äußerlich vom Rest abweichendes Kapitel im Wege. In ihm wird das Verhältnis Humboldts zu Naturwissenschaftlern in den Vereinigten Staaten behandelt, und es beruht überwiegend (aber nicht ausschließlich) auf unzweifelhaft echten Briefen und Briefkonzepten aus dem Besitz des amerikanischen Konsuls (später Generalkonsuls) in Leipzig, Johann Gottfried Flügel. Dieser war Autor bzw. Co-Autor von verbreiteten englisch-deutschen Wörterbüchern und neben seinem Amt als Konsul auch Vertreter der Smithsonian Institution für Europa. Zu seinen Korrespondenten gehörten sowohl Humboldt als auch Gauß. Den »Memoirenschreibern« sind Flügel einschlägige Papiere durch dessen Sohn Felix,



gefälscht

Vizekonsul der USA in Leipzig und ebenfalls Lexikograph, zugänglich gemacht worden. Übrigens ist auch dies Kapitel von zahlreichen Fehlern entsetzt, weist Merkmale flüchtiger, unsystematischer Redigierung auf und ist in der gleichen geschraubten, teilweise verschrobenen Diktion wie alles übrige abgefaßt.

Der Gedanke scheint nicht abwegig zu sein, daß die Verfasser der »Memoiren« im Bekanntenkreis von Felix Flügel zu suchen sind, der als einziger Gewährsmann für zuvor ungedruckte Quellen namentlich genannt wird. Alle bisherigen Bemühungen, die Kompilatoren genauer zu identifizieren, blieben allerdings erfolglos. Das Buch selbst bietet keine ausreichenden Anhaltspunkte und das Archiv des Leipziger Verlages, in dem es zuerst erschienen war, existiert bedauerlicherweise nicht mehr. Immerhin haben die Recherchen insofern einen Fortschritt gebracht, als sie den früher für den Verfasser gehaltenen Humboldt-Biographen Julius Loewenberg eindeutig entlasteten.

Für die Erforschung der Geschichte der literarischen Fälschungen trägt somit die Nachahmung der Handschrift Humboldts bzw. die ihm unterstellte Urheberschaft von erfundenen Texten nichts wesentlich Neues bei. Es handelt sich dabei um »kleine Fische«, vergleicht man sie etwa mit der grandiosen Fälschung, mit welcher Denis Vrain-Lucas den bedeutenden französischen Mathematiker Michel Chasles betrogen hat. Er verkaufte dem gutgläubigen Geometer eine Sammlung von rund 27.000 »Autographen«, unter denen sich keine einhundert echte befanden, für 140.000 Francs, von deren sensationellem Inhalt Chasles 1867/69 in den »Comptes rendus« der französischen Académie des Sciences der Öffentlichkeit Kenntnis gab. Es ist kaum zu begreifen, daß ein auf seinem Fachgebiet so scharfsinniger Mann wie Chasles unkritisch genug sein konnte, um nicht an der Echtheit phantastischer Handschriften zu zweifeln, unter denen sich die Vorwegnahme der Grundlagen der Gravitationstheorie Newtons durch den jungen Pascal ebenso fand, wie ein Brief der Maria Magdalena an den Apostel Petrus, ein Schreiben von Varus an Caesar, eines von Alexander dem Großen an Aristoteles, Briefe von Kleopatra an Caesar und Cato... Es drängt sich die Vermutung auf, daß es dem Fälscher ein besonderes Vergnügen bereitete, die Blüte der Pariser Akademikerschaft zu nasführen und ihrer Naivität immer ungeheuerlichere Erfindungen zuzumuten.

Natürlich blieben die Publikationen nicht unwidersprochen, aber wäre nicht Vrain-Lucas in flagranti ertappt und ihm 1870 der Prozeß gemacht worden, es hätte wohl noch lange gedauert, bis Chasles eingesehen hätte, daß er einem Fälscher aufgefressen war.

Weiterführende Literatur:

Biermann, Kurt-R.: Die »Memoiren Alexander von Humboldt's«, in: ders.: Miscellanea Humboldtiana, Berlin 1990, (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung 15)

Ders.: Eine Fälschung – cui bono?

In: Kultur & Technik 14 (1990) 2, Fortsetzung: Apropos Reklame vor 150 Jahren. In: Kultur & Technik 15 (1991)

Ders.: Caveat investigator! Ein gefälschter Humboldtbrief an Gauß, In: Mitteilungen der Gauß-Gesellschaft Göttingen (1995) H. 3





Autoren

Prof. Dr. Ulrike Beisiegel ist Biochemikerin an der Medizinischen Klinik des Universitätsklinikums Eppendorf in Hamburg, Leiterin einer klinischen Forschergruppe der Deutschen Forschungsgemeinschaft zum Thema »Triglyzeride und Atherosklerose«. Sie ist Geschäftsführerin der Europäischen Atherosklerose-Gesellschaft, Mitarbeit in einem Sonderforschungsbereich und mehreren Europäischen Forschungsprojekten.

Prof. em. Dr. Kurt-R. Biermann war von 1964 bis 1984 Leiter der Alexander-von-Humboldt-Forschungsstelle der Akademie der Wissenschaften in Ost-Berlin. Er ist ehemaliger Vizepräsident der Académie Internationale d'Histoire des Sciences in Paris, Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina in Halle, Ehrenmitglied der Gauß-Gesellschaft in Göttingen.

Hans Davidsen-Nielsen ist Journalist bei der Dänischen Wochenzeitung »Weekendavisen«. 1994 hat er zwei Fälle von Wissenschaftsbetrug aufgedeckt. Ab Oktober Mitarbeiter bei »Morgenavisen Jyllands-Posten«, Dänemarks größter Tageszeitung.

David K.-D. Eppenstein, Ökonom, Soziologe und Erwachsenenpädagoge, Leiter der beruflichen Bildung an einer Berliner Volkshochschule. Arbeitete als wissenschaftlicher Redakteur, Lehrbeauftragter und wissenschaftlicher Mitarbeiter in Hamburg und Berlin. Diverse Veröffentlichungen zu Bewußtseinsforschung und Kritik der politischen Ökonomie.

Marco Finetti arbeitete nach Studium der Geschichte, Publizistik und Politikwissenschaft freiberuflich als Wissenschaftsjournalist. Seit 1997 ist er Redakteur der Deutschen Universitätszeitung (DUZ) in Bonn. Schwerpunkte: Hochschul- und Wissenschaftspolitik, -geschichte und -literatur.

Prof. Dr. med. Detlev Ganten ist Gründungsdirektor des Max-Delbrück-Centrums für Molekulare Medizin, Vorsitzender der Hermann von Helmholtz-Gemeinschaft Deutscher Forschungszentren und gehört zum Wissenschaftlichen Ausschuß des Gesundheitsforschungsrates. Er ist Professor für Klinische Pharmakologie an der Freien Universität Berlin.

Armin Himmelrath arbeitet seit dem Studium der Germanistik und Sozialwissenschaft in Wuppertal und Beer Sheva (Israel) als freier Wissenschaftsjournalist. Schwerpunkte: Hochschulpolitik, Studium und Lehre.

Dr. Martin Gierl studierte Geschichte, Soziologie und Germanistik in Göttingen, promovierte 1995 über Pietismus und Frühaufklärung, 1996 Postdoc am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, seit 1997 wissenschaftlicher Angestellter an der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen.

Gisela Manz arbeitet als Biologisch Technische Assistentin an der Freien Universität Berlin. Daneben beschäftigt sie sich mit Bildhauerei, Papierschnitten und Malerei.

Peter Nötzoldt hat an der Technischen Universität Chemnitz Mathematik, Physik und Pädagogik studiert. Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Akademie der Wissenschaften der DDR. Im September 1998 verteidigte er erfolgreich an der Humboldt-Universität zu Berlin seine Dissertation zur Geschichte der Akademie der Wissenschaften zu Berlin in der Zeit von 1945 bis 1968. Seit 1997 Mitarbeiter der Interdisziplinären Arbeitsgruppe »Berliner Akademiegeschichte im 19. und 20. Jahrhundert« an der BBAW.

Dr. Hazel Rosenstrauch, Studium der Germanistik, Philosophie und Soziologie in Berlin; Promotion in Empirische Kulturwissenschaften, Tübingen. Forschungsschwerpunkt Verlagswesen im 18. Jahrhundert; war u. a. wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der FU Berlin und an der Forschungsstelle für Sozioökonomie der ÖAW, Autorin, Redakteurin und Journalistin, seit 1997 an der BBAW, Redakteurin von Circular und GEGENWORTE.

Dr. Ingo Schwarz, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Alexander-von-Humboldt-Forschungsstelle der BBAW. Forschungsschwerpunkt: Alexander von Humboldts Beziehungen zu den USA.

Prof. Dr. Dr. h.c. Dieter Simon studierte Jurisprudenz, Geschichte und Philosophie an den Universitäten Heidelberg und München; 1968–1991 Lehrstuhl für Zivilrecht und Römisches Recht an der Universität Frankfurt/M.; Begründer und Herausgeber der »Forschungen zur Byzantinischen Rechtsgeschichte« und des »Rechtshistorischen Journals«. Seit 1980 Direktor am Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte; 1989–1992 Vorsitzender des Wissenschaftsrats. Seit 1995 Präsident der BBAW.

Dr. jur. Stefanie Stegemann-Boehl, Studium der Rechtswissenschaft und Romanistik in Freiburg i. Brsg.; Dissertationsthema: »Fehlverhalten von Forschern – Eine Untersuchung am Beispiel der biomedizinischen Forschung im Rechtsvergleich USA – Deutschland«; seit 1992 Referentin im Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie.

Prof. Dr. Gotthard Strohmaier studierte 1953 bis 1958 in Leipzig und Ostberlin Ev. Theologie und Arabistik, seitdem Mitarbeiter am »Corpus Medicorum Graecorum« der Deutschen Akademie der Wissenschaften, promovierte 1964 mit der Edition eines nur arabisch erhaltenen Galen-textes zum Dr. phil.; nach dem Fall der Mauer Habilitation für Islamkunde in Tübingen; seit 1995 Honorarprofessor an der Freien Universität Berlin.

Prof. Dr. Jürgen Trabant, Professor für Romanische Sprachwissenschaft an der Freien Universität Berlin, Mitglied des Interdisziplinären Zentrums für Historische Anthropologie an der FU. Seit 1992 Gründungsmitglied der BBAW. Forschungsschwerpunkte: Semiotik, Sprachphilosophie, Geschichte des europäischen Sprachdenkens, französische Sprachpolitik.

Maaïke van der Velde, geb. in Brüssel, aufgewachsen in Amsterdam, hat eine Ausbildung in Ausdruckstanz in Köln absolviert, leitete eine Compagnie in Utrecht, studierte Theaterwissenschaften in Amsterdam, anschließend PhD an der Arts & Business-School in Los Angeles, Mitarbeit an der Amsterdam-Maastricht Summer-University; gründete 1992 die Flying University; seit 1996 Koordination der Internet-Studien-Betreuung für die Universität Malmö-Kopenhagen; Planung und Koordination diverser Europa-Projekte zu innovativer Wissenschaft. Seit 7. September Wissenschaftsbeauftragte der EU.

Peter Th. Walther, PhD., hat an der Freien Universität Berlin und der State University at Buffalo Germanistik und Geschichte studiert und mit einer Arbeit über in die USA emigrierte Historiker promoviert. Publikationen zur Exilforschung und Wissenschaftsgeschichte. Seit 1997 Mitarbeiter der Interdisziplinären Arbeitsgruppe »Berliner Akademiegeschichte im 19. und 20. Jahrhundert« der BBAW.

Prof. Dr. Peter Weingart, Studium der Soziologie und Ökonomie in Freiburg, Berlin und Princeton. Professor für Soziologie an der Universität Bielefeld. Seit 1993 Vorstand am Institut für Wissenschafts- und Technikforschung (IWT), Universität Bielefeld. Seit 1994 Mitglied der BBAW.

Dr. Petra Werner, promovierte Biochemikerin (1980) und habilitierte Wissenschaftshistorikerin (1990), arbeitete zu verschiedenen Themen der Geschichte der Biologie, Wissenschaftsgeschichte und -philosophie. 1974–80 Zentralinstitut für Philosophie der Akademie der Wissenschaften (DDR). Seit 1994 Mitarbeiterin der BBAW. Publikationen über Otto Warburg, Forschungen über Pflanzenschutz, arbeitet derzeit an dem Buch »Der »Wunderheiler«. Medizinische Skandale des 20. Jahrhunderts«.

Dr. Reinhard Witte, Althistoriker, Mykenologe, Schliemannforscher, Studium und Promotion an der Humboldt-Universität zu Berlin, 1980–1991 Mitarbeiter am Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie, bis Ende 1996 im Rahmen des Wissenschaftler-Integrationsprogramms beschäftigt, Lehre an der Humboldt-Universität, Herausgeber der Zeitschrift »Das Altertum«.

Gisela Zies studierte Kunstpädagogik und Schauspiel, war 1966–1970 Schauspielerin in Bremen; lebt in Berlin als Schriftstellerin, schreibt Theaterstücke, Prosa, Features. Aufführungen u. a. in Zürich, Manchester, Berlin. Sendungen über Dian Fossey, Anna Ovena Hoyers, Héloïse und Hildegard.

Chelys, Schale der Schildkröte, aus der Hermes seine Leier gemacht hat. Sie dient nicht nur als Pseudonym, es ist ein mobiles Gehäuse, unter dem sich stets andere Mitarbeiter der BBAW verstecken oder Leser täuschen. Mehrere Autoren arbeiten, frei von Eitelkeit und Ruhmsucht, daran, die behäbige Schildkröte zum Flug durch die Zeiten und akademischen Langzeitvorhaben zu verleiten.

Holger Herschel, freiberuflicher Fotograf, studierte Soziologie an der Humboldt-Universität, 1985–87 als Soziologe an der Bauakademie in Berlin (DDR), 1989–1991 Fotolaborant und Fotograf am Maxim-Gorki-Theater.

Prof. Dr. Ruth Tesmar studierte Kunsterziehung an der Humboldt-Universität zu Berlin und Malerei und Graphik an der Kunsthochschule Berlin. Seit 1995 Professorin für Künstlerisch-Ästhetische Praxis an der Humboldt-Universität. Zahlreiche Einzelausstellungen im In- und Ausland.

Impressum

Herausgeber

Vorstand der Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften

Beirat

Detlev Ganten, Eberhard Schmidt-
Aßmann, Wilhelm Voßkamp,
Peter Weingart

Für den Inhalt verantwortlich

Dieter Simon, Präsident der
Berlin-Brandenburgischen Akademie
der Wissenschaften

Verantwortliche Redakteurin

Hazel Rosenstrauch

Wissenschaftliche Assistenz

Rainer Hohlfeld, Ingo Schwarz

Redaktionsassistentz

Johanna Wördemann

Als Materiallieferanten und Korrektoren waren behilflich

Deborah Cohen, Christian-Friedrich
Collatz, Maria-Luise Körner,
Mathias Lawo, Ralph-Johannes Lilie,
Manfred Neuhaus, Olaf Rader,
Melsene Schäfer, Heika Theml

Ganzseitige Photos

Holger Herschel
© beim Photographen

Zeichnungen

Ruth Tesmar

Gestaltung

atelier : [doppelpunkt]

Druck

beDruck

Konzept und Koordination

Hazel Rosenstrauch

GEGENWORTE erscheint zweimal
jährlich, jeweils im Frühjahr und im
Herbst.

© 1998 Berlin-Brandenburgische
Akademie der Wissenschaften;
Abdruck nur nach Rücksprache und
mit Quellenangabe.

ISSN 1435-571 X

Abbildungen: Seite 4: Kavaliershaus
von Oranienbaum bei Dessau;
Seite 28: Pumpmaschinenhaus der
Wasserspiele von Sanssouci, Potsdam;
Seite 46: Forsthaus in Wolfshagen;
Seite 58: Pfaueninsel, Berlin;
Seite 64: Pyramide im Neuen Garten,
Potsdam

Die Münchhausen-Abbildungen auf den
Seiten 6, 7, 35, 36, 38 sind aus dem
Bildarchiv von Helmut Scherer, Berlin

Anschrift der Redaktion

GEGENWORTE, Zeitschrift für den
Disput über Wissen
Berlin-Brandenburgische Akademie
der Wissenschaften
Jägerstraße 22/23, D 10117 Berlin
Telefon: +49 30 20370 260
Fax: +49 30 20370 600
e-mail: GEGENWORTE@bbaw.de

Bezugsbedingungen

Preis des Einzelheftes DM 15,-
Bezugspreis pro Jahr (2 Hefte) inklusive
Porto: DM 30,-
Bestellungen mit beiliegender
Abonnementkarte oder schriftlich an:
Vertrieb Gegenworte c/o
Berlin-Brandenburgische Akademie
der Wissenschaften; Postfach 238,
D 10106 Berlin

Anregungen und Vorschläge sind
willkommen, für unverlangte und ohne
Rückporto eingesandte Manuskripte
kann jedoch keine Gewähr übernommen
werden.